

Nr. 12 | April 2007

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



Wo ist Heimat?

Einige Anregungen

Wo ist ihr Licht?

Polizei vs. Fahrrad-Rowdies

Wo ist Platz?

Doppelter Abiturjahrgang 2007

Willkommen im neuen Semester! Die vorlesungsfreie Zeit ist vorbei, und der Rückkehr in den Alltag an der Uni steht nichts mehr im Wege. In den vergangenen zwei Monaten nahm die Saale-Metropole ja eher den Charakter einer verlassenen Goldgräberstadt an. Der Wind fegte an einigen Ecken schon Wüstengrasbüschel über die leeren Straßen, und in den Saloons der Stadt bekam man sogar am Samstagabend einen Sitzplatz. Selbst das kulturelle Leben schien trotz Winterwärmerekorden etwas eingefroren. Die Studierenden, die während des Semesters zum Stadtbild beitrugen, ritten nur sehr vereinzelt auf ihren Drahteseln dem Sonnenuntergang am Flussufer entgegen. Doch nun ist Besserung in Sicht: Aus den Bibliotheken, dem Winterurlaub oder einem Bootcamp der „Generation Praktikum“ strömen sie wieder zurück nach Halle. Einige beenden dafür gar wehmütig ihren Aufenthalt in der Heimat.

Heimat? Wo ist das denn?

Da sich diese Frage für Studierende und andere Reisende zwischen verschiedenen Welten oft nicht so leicht beantworten lässt, wie man zunächst denken mag, haben wir diesem Thema die aktuelle Ausgabe der *hastuzeit* gewidmet. Und so stürzt sich Stefan Knauß mit seinem Artikel zunächst auf den schwierigen Versuch, herauszufinden, was Heimat eigentlich alles bedeuten kann und ob sich dieses Gefühl durch die Wahl der Umgebung, der Bekleidung oder gar durch die richtige Musik auf dem Plattenteller herstellen lässt. Leonie Neumann und Carmen Mertens widmen sich im Anschluss der altbekannten Phrase „Home is where your heart is“. Hierfür haben sie Interviews mit Studierenden geführt und Momentaufnahmen geschildert, rund um das Phänomen Fernbeziehung. Zusätzlich hat Julia Rauschenbach die Prominenz eurer studentischen Wahlheimat vor das Mikrofon gebeten und sie dazu befragt, was Halle einzigartig und anziehend macht. Die Interviews mit Fabster („Ich liebe diese Stadt“) und den Himmelsstürmern („Drei Engel für ein Halle-Lujah“) findet ihr ebenfalls in diesem Heft. Weitere liebenswerte Details Halles, wie Kampfhunde und um Fahrradsicherheit bemühte Polizisten, dürfen im Heimatheft natürlich auch nicht fehlen.

Das Neueste aus den Bereichen Theater, Literatur und Hörspiel findet ihr, wie gewohnt, im hinteren Teil der Ausgabe.

Heimeliges Lesevergnügen wünscht

Sebastian Theuerkauf

Meldungen	3-4
 Hochschule + Politik	
Gewählt werden gehen	5
Neue Studiengänge = Neue Zufriedenheit?	6
Doppelter Abiturjahrgang 2007	7
Verschleppt und missbraucht	8-9
 Uni + Leben	
Jetzt gehts los! Hochschulteam der Agentur für Arbeit	10
Alumni-Netzwerk der WiWis	11
Mr. Niceguy oder Brunnenvergifter?	12-13
Spezial – Heimat	
Kribsch und Kämtchen	14
Loblieder auf Halle!?	15
Fernbeziehungen - Heimat auf Raten	16-17
Interview: „Ich führe eine Fernbeziehung...“	18
Buch: „Ortsgespräch“ Florian Illies	19
Buch: „Küche totalitär“ Kaminer	19
Mein Haus, mein Hof, meine Heimat	20-21
 Halle	
Prototyp Halle: Der will doch nur spielen	22-23
Von Rechtsverkehr und Fehlverhalten	24-25
Kultur	
Theater: Eine Zigarette lang. Kein Holländer-Abend	26
Theater: Kabale und Liebe	26
Musical: Mar I Cel. Der Himmel und das Meer.	27
Theater: Die Möwe	28
Puppentheater: Die Buddenbrooks	28
Rezensionen	
Hörbuch: Krass!	29
Hörbuch: Die Attentäterin	29
 Veranstaltungen	30
Rätsel	31

Druck: druckfabrik halle GmbH, Franckeplatz 1, Haus 52, 06110 Halle
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.
Auflage: 4000 Stück
Redaktionsschluss: 19.03.2007

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste lt. Mediadaten Nr. 1, gültig ab 21.4.2005.

Hallo Leute,
ein großes Kompliment, bin seit ein paar Jahren leider nicht mehr bei damals noch

READiculum dabei, und bin durch Zufall wieder mal auf die alte-neue Unizeitung gestoßen! Ihr habt euch richtig gut entwickelt. Endlich finden auch mal Kochrezepte Eingang in die Ausgabe! Hut ab, inhaltlich und

vor allem layouttechnisch hat sich einiges getan! Tolle Illustrationen! und kritische+ informative Beiträge! WOW!

Viele Grüße! Antje

zu „Eignungsprüfung für mehr Geschlossenheit – Pro und Contra“ in *hastuzeit* Nr. 11:

Liebe Redaktion,
gut ist, dass das Thema der Eignungstests, das normalerweise im Schatten von Studiengebühren- und Bachelordiskussion wuchert, ohne dass davon groß Notiz genommen wird, endlich in die *hastuzeit* kommt. Schlecht ist, dass es so kommen musste, wie es kam.

Es wäre gut gewesen, wenn die Pros und Contras, so originell die persönlichen Ansichten der Verfasserinnen auch sein mögen, ein wenig die zugrundeliegenden Debatten aufgegriffen hätten. So blicken wir lediglich in ein weiteres Kapitel alltagsweiser Analyse und naseweiser Empfehlung.

Für mich stellen sich Eignungsprüfungen jedenfalls weniger als verheißungsvoller Weg zu kritischerer Überlegung bei der Wahl des „Traumfachs“ oder als zwar „nicht gerade faire“, aber effektive (weil „mit etwas Druck“ „Anreize gesetzt“ werden) Art, Studierende von ihrem Studienwunsch abzubringen, dar. Ein Test vor ProfessorInnen unter den abstraktestmöglichen Rahmenbedingungen, d.h. mit Fragebögen, Gesprächen im Minutentakt und

vorher festgesetzter Bestehensquote, ist eher eine Alibiveranstaltung, um zu kaschieren, dass es in der schönen neuen Hochschullandschaft eben noch weniger Raum für wirkliche Hochschuldidaktik gibt. Hochschuldidaktik hieße, mit Defiziten der Studierenden oder der Studienbewerber produktiv umzugehen, statt einfach auszusortieren, Studierenden etwas vermitteln zu wollen, statt bloß das Selbststudium zu moderieren. Wenn der deutsche Professor – Ausnahmen bestätigen die Regel – jemals gegen die Hochschulreformen opponieren sollte, wird er diesen Aspekt keinesfalls angreifen, denn Eignungstests manifestieren und zementieren seine allmächtige Stellung an der deutschen Hochschule, so jämmerlich sie bei näherer Betrachtung angesichts der bestehenden und geplanten Zumutungen seitens der Politik in den meisten Fächern, zumal in Halle, bereits ist. Trost vor dieser Erkenntnis spendet einzig das fade Machtgefühl gegenüber dem noch jämmerlicheren Studierenden.

Es ist eine Mär, dass Hochschulen besser werden, weil sie sich ihre Studierenden selbst

aussuchen können. Ein anderer Qualitätsbegriff tut hier dringend Not und mit ihm eine Diskussion über die Rolle der Hochschulen in der demokratischen Wissensgesellschaft. Denn auch die *hastuzeit*-Kritik an Eignungstest stellt nicht die Frage, wie lebenslanges Lernen jenseits von Sonntagsreden an unseren Hochschulen jemals stattfinden soll. Ich meine, wenn weiterhin Studiengangwechsler und Studienabbrecher als Gescheiterte denunziert werden, wenn weiterhin die Illusion „Abi bestehen, studieren, Karriere machen“ als Königsweg gepriesen wird, wenn überdies das Paradigma von der Ware Ausbildung schleichend und unkritisiert das gesellschaftliche Gut Bildung ablöst, dann sind wir meilenweit von der demokratischen Wissensgesellschaft entfernt.

„Jeder Mensch ist dazu bestimmt, ein Erfolg zu sein, und die Welt ist dazu bestimmt, ihm diesen Erfolg zu ermöglichen.“ Weltfremd sollte *hastuzeit* nicht sein!

Felix Knothe

Leserbriefe entsprechen nicht der Meinung der Redaktion

Uni Leipzig wird Ökostrom-Lieferant – Projekt „Unisolar“ angelaufen

An der Universität und der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig hat jetzt mit Unterstützung des Studentenwerks und der Studierendenvertretung die Umstellung auf Solarstrom begonnen. Auf den Dächern der Universitätsgebäude, zuerst auf dem Dach des Geisteswissenschaftlichen Zentrums, sollen nach und nach Photovoltaik-Anlagen für eine kostengünstige und umweltfreundliche Versorgung der Universität mit Strom sorgen. Die dafür benötigten Finanzen kamen vom Studentenwerk und vor allem auch von Studierenden und Mitarbeitern der Univer-

sität. Interessierte konnten sich finanziell an der ersten Phase des Projektes beteiligen, indem sie den Initiatoren ein Darlehen gaben, das ihnen über fünf Jahre verzinst zurückgezahlt wird. Um sein Geld muss sich allerdings keiner der Investoren sorgen, da auch für den Fall, dass die Anlagen selbst nicht genug erwirtschaften sollten, vorgesorgt ist. Bis Ende Januar 2007 sind circa 170 000 Euro an Darlehen beim Studentenwerk Leipzig eingegangen – das sind fast 100 000 Euro mehr als ursprünglich anvisiert. Damit steht dem Bau der Pilotanlage noch in der ersten Hälfte des Jahres nichts mehr im Weg.

Pierre Motylewicz

Zwei Leibniz-Preise an hallische Professoren

Dieses Jahr gingen zwei von zehn Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preisen an Wissenschaftler aus Halle. Prof. Patrick Bruno, Leiter des Max-Planck-Instituts für Mikrostrukturphysik, erhielt den höchstdotierten Förderpreis für Wissenschaftler in Deutschland für seine theoretischen Forschungen zum Magnetismus von Festkörpern. Dabei untersuchte er Nanostrukturen, die wichtig sind, um beispielsweise Datenträger leistungsfähiger zu machen. Die Fördersumme in Höhe von 2,5 Millionen Euro möchte er für den Aufbau einer neuen Nachwuchsforschergruppe einsetzen. Prof. Peter Gumbusch, Leiter des

Fraunhofer-Instituts in Halle, bekam den Preis für seine Forschungen im Bereich der Verformungs- und Bruchprozesse von Werkstoffen. Mit den neuen Erkenntnissen kann die Sicherheit und Leistungsfähigkeit von technischen Bauteilen erhöht werden. Sein Preisgeld beträgt ebenfalls 2,5 Millionen Euro und soll für die Entwicklung neuer Modelle zur Beschreibung der Entstehung von Rissen und Versetzungen verwendet werden.

Nicole Kirbach

Impressum
hastuzeit, die Hallische Studierendenzeitschrift, wird herausgegeben von der Studierenden-schaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredakteur: Sebastian Theuerkauf (V.i.S.d.P.)
Redaktion: Konrad Dieterich, Nadja Hagen, Thomas Jähnig, Nicole Kirbach, Stefan Knauß, Howard Kulina, Carmen Mertens, Pierre Motylewicz, Leonie Neumann, Mirko Preugschat, Julia Rauschenbach, Laura Sager, Martin Schreiber, Sebastian Theuerkauf
Freie Mitarbeit: Christian Steinberg
Layout: Pierre Motylewicz, Martin Schreiber, Christian Steinberg
Illustrationen: Saskia Moser, Christian Steinberg, Arno Grabolle, Leonie Neumann, Stephan Schneider
Titelbild: Susanne Wohlfahrth
Lektorat: Konrad Dieterich, Sebastian Theuerkauf, Julia Rauschenbach, Leonie Neumann

„Bio und fair für Hallunken“

So lautet das Motto der Aktionswoche, die den hallischen Studierenden vom 17. bis 19. April Bioprodukte und fairen Handel näherbringen will. Studierende unterschiedlicher Fakultäten taten sich für diese Aktion mit der Grünen Jugend Halle, dem Ökolöwen-Umweltwerk e.V. und dem Studentenwerk Halle zusammen. An allen Tagen werden in den beteiligten Mensen (Weinberg-, Harz- & Frankemensa) Biomenüs angeboten. Über einen Fragebogen soll evaluiert werden, wie die Studierenden zu „Bio“ stehen und ob das Bioessen Standard werden soll. In der Tulppe kann man währenddessen nicht nur fair gehandelten Kaffee genießen, sondern sich auch umfassend darüber informieren. Des weiteren wird es ein Begleitprogramm geben, das von der Grünen Hochschulgruppe unterstützt wird.

Pierre Motylewicz

Uni-TV: Studenten produzieren eigenständige Fernsehsendungen

Seit Dezember letzten Jahres gibt es an der Martin-Luther-Universität (MLU) das neue Projekt Uni-TV. Die erste Sendung wurde Ende Februar gezeigt. Bis jetzt sind 30 Studenten an dem Projekt beteiligt. Sie arbeiten als Produzenten, Redakteure, Kamera- und Tonleute, Cutter usw. Die Idee dazu stammt von Maren Kießling, Studentin der Medien- und Kommunikationswissenschaften (MuK).

Durch *hastuzeit* und *Unimono* sind die Medienbereiche Presse und Rundfunk an der Uni abgedeckt. Doch der Bereich des



Beim Dreh von „Das Wort zum...“ auf dem Uniplatz

Fernsehens war bisher eher schmal besetzt. Bei *Uni-TV* planen und realisieren Studenten Fernsehsendungen, hauptsächlich im Nachrichtengenre. Inhaltliche Schwerpunkte sind die MLU und Halle.

Das Projekt ist dem Konzept *go movin'* der MuK-Dozentin Manja Rothe untergeordnet. Das soll Studenten dazu anregen, auch außerhalb von Seminaren eigene Filmideen umzusetzen. Die Filmprojekte können in alle Richtungen gehen. Für die Realisierung steht das technische Equipment des Instituts für Medien- und Kommunikationswissenschaften zur Verfügung.

Bisher gab es nur das studentische Filmmagazin *unicato*, das Kurzfilme aus Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt im MDR-Fernsehen sendet. Seit dem Wintersemester 2006/2007 gibt es dafür einen festen Sendepunkt von zunächst neun Folgen,

jeweils mittwochs zwischen null und ein Uhr. *Uni-TV* hingegen hat eine Sendezeit von 15 bis 30 Minuten im Monat. Es gibt in jeder Sendung sowohl ein freies Thema als auch feste Rubriken, wie „Kunst, Kultur und Medien“ oder auch „Das Wort zum ...“, bei dem Studenten ihre Statements zu einem bestimmten Thema abgeben.

Die Ergebnisse kann man sich von der Homepage des Medieninstitutes herunterladen. Eine Ausstrahlung in den Mensen der MLU ist in Planung.

Nicole Kirbach

http://www.medienkomm.uni-halle.de/go_movin

Diplom Erziehungswissenschaften früher als geplant auf BA umgestellt

Die Umstellung des Diplomstudiengangs Erziehungswissenschaften auf Bachelor/Master erfolgt nicht wie geplant zum WS 08/09, sondern schon zum WS 07/08. Ein Grund für die vorgezogene Umstellung ist in dem Angebot der Universitätsleitung zu sehen, die Akkreditierungskosten für zum WS 07/08 eingeführte BA-Studiengänge komplett zu übernehmen. Sollte eine Einführung zu einem anderen Zeitpunkt erfolgen, so müsste die Fakultät die Kosten von 15 000 Euro pro Studiengang selber tragen, was die schwierige Finanzlage der Philosophischen Fakultät III noch weiter verschlechtern würde.

Bei der Ausgestaltung der künftigen BA-Studiengänge wurde versucht, das breit gefächerte Themenspektrum des Diplomstudiengangs beizubehalten, was auch durch die Integration der bisherigen Beifächer Psychologie und Soziologie sowie der Studienschwerpunkte Sozialpädagogik, Erwachsenen-

bildung und Rehabilitationspädagogik als Module in den zukünftigen 180 Leistungspunkten umfassenden Studiengang gelungen ist. Ebenfalls wurde der im WS 04/05 letztmalig angebotene Magisterstudiengang Erziehungswissenschaften durch einen Bachelor-Studiengang mit 90 Leistungspunkten wieder in das Portfolio der Philosophischen Fakultät III aufgenommen.

Welche Auswirkungen die verfrühte Umstellung auf die Ausgestaltung der neuen Studiengänge haben wird, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen, allerdings sind von der Philosophischen Fakultät III noch viele Aufgaben wie die Abfassung einer Studien- und Prüfungsordnung sowie die konkrete Ausformulierung der Modulhalte zu bewältigen, bevor am 8. Oktober dieses Jahres der erste Bachelor-Student sein Studium am Institut für Pädagogik beginnen kann.

Martin Schreiber

Gewählt werden gehen

Wählen gehen! so schallt es alle Jahre wieder aus dem studentischen Blätterwald, und auch wir werden uns im nächsten Heft wieder bemühen, euch die Freuden der demokratischen Zettelwirtschaft nahe zu bringen. Aber heute mal was anderes: Gewählt werden gehen!

Du hast nämlich nicht nur ein aktives, sondern auch ein passives Wahlrecht, kannst also kandidieren und wirst mit etwas Glück gewählt: in Fachschafts- oder Fakultätsrat, Studierendenrat (StuRa) oder Senat. Damit ist allerdings der passive Teil abgeschlossen, von nun an hast Du die Chance, aktiv einen kleinen Teil der Welt zu verbessern.

So kannst Du Dich in den Hochschulgremien für faire Studienordnungen einsetzen, Hochschulpartnerschaften mit gestalten und vieles mehr: Du lernst die Abgründe und Untiefen des Hochschulbetriebs aus erster Hand kennen. Die studentischen Gremien machen nicht nur Partys, sondern bereichern auch sonst das Studileben: kulturell und sozial, mit eigenen Veranstaltungsreihen und Arbeitskreisen, sie fördern studentische Initiativen und helfen, wenn's eng wird, zum Beispiel mit einer Rechtsberatung oder dem Sozialfonds. Nicht zuletzt sind StuRa und Fachschaftsräte aber auch das Sprachrohr für die Interessen der Studierendenschaft, in der Öffentlichkeit, gegenüber der Hochschule und dem Kultusministerium.

Mach mit – und ersammle Dir für Dein Engagement bis zu zwei anrechnungsfreie Semester, mit denen Du in Sachen BAföG und Langzeitgebühren punkten kannst! Gewählt werden gehen – das ist der Trend 2007! Echt jetzt!

Wer kann wo?

Der Senat und die einzelnen Fakultätsräte sind Hochschulgremien, in denen außer Studierenden auch Mitarbeiter(innen) und vor allem Professor(inn)en sitzen. Der Studierendenrat (StuRa) und die einzelnen Fachschaftsräte sind Gremien der studentischen Selbstverwaltung, in die nur Mitglieder der Studierendenschaft gewählt werden können. Mit Deiner Immatrikulation bist Du automatisch in der Studierendenschaft, und das bleibst Du auch bis zum Ende Deiner Studienzzeit – wenn Du nicht austrittst (eine sachsen-anhaltische Spezialität). Wieder eintreten geht übrigens auch.

In welcher Fakultät Du (passiv) wahlberechtigt bist, hängt von Deinem (ersten)

Hauptfach ab. Im Zweifelsfall gehst Du zwischen dem 5. und 13. April ins Wahlamt und wirfst einen Blick ins Wählerverzeichnis. Dort kannst Du auch Korrekturen beantragen.

Die Fachschaften sind zum großen Teil anders als die neuen Fakultäten strukturiert. So werden beispielsweise Wirtschafts- und Rechtswissenschaften weiterhin separate Fachschaftsrate haben. Auch Biologie, Biochemie-/technologie und Pharmazie (Naturwissenschaftliche Fakultät I) treten weiterhin getrennt auf. Zur Vereinigung entschlossen haben sich hingegen die Fachschaften Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften sowie Kunst-, Orient- und Altertumswissenschaften (Philosophische Fakultät I).

Papierkram

Auf den Wahlzettel kommst Du, indem Du einen Wahlvorschlag einreichst. Du kannst einzeln oder auf einer Liste antreten. Letzteres bringt übrigens bei der Sitzverteilung Vorteile, weil die Stimmen nach dem d'Hondtschen Höchstzahlverfahren ausgezählt werden. Wenn es Deinen politischen Geschmack trifft, kannst Du Dich auch einer Hochschulgruppe anschließen.

Für jeden Wahlvorschlag, egal aus wie vielen Personen er besteht, müssen mindestens drei wahlberechtigte UnterstützerInnen ihre Unterschrift leisten. Außerdem müssen die KandidatInnen des Wahlvorschlags noch eine gesonderte Zustimmungserklärung abgeben. Die entsprechenden Formulare gibt es beim Wahlamt (für Senat und Fakultätsrat) bzw. beim StuRa (für StuRa und Fachschaftsrat). Die Adressen stehen unten, die Formulare sind auch auf der jeweiligen Website.

Der Papierkram muss dann bis spätestens Mittwoch, den 18. April, 15.00 Uhr wieder beim Wahlamt bzw. StuRa-Wahlausschuss abgegeben werden. Es empfiehlt sich aber, die Frist nicht auszuschöpfen. Falls die Formulare irgendwie falsch ausgefüllt sind, könnte es nämlich eng werden. Außerdem stehen die Wahlvorschläge nachher in der Reihenfolge ihres Eintreffens auf dem Wahlzettel...!

Wahlkampfhilfe

hastuzeit unterstützt Dein Engagement. Wenn Du für den StuRa oder den Senat kandidierst, kannst Du Dich im kommenden Heft der versammelten Leserschaft präsentieren. Formulare dafür gibt es beim StuRa oder auf unserer Website. Nimm die Chance wahr, Deine Pro-

minenz zu steigern! Natürlich kannst Du auch andernorts Werbung für Dich machen.

Zusatzchance für Spätentschlossene

Wenn zu wenig Wahlvorschläge eingegangen sind (und nur dann!), sind die Wähler nicht an das Angebot auf dem Wahrschein gebunden und können selbst noch wählbare Kandidaten eintragen. Soll heißen: Falls Du genügend Leute motivieren kannst, Deinen Namen auf eine freie Zeile im Wahlzettel zu schreiben, hast Du noch eine Chance. Aber verlassen solltest Du Dich lieber nicht darauf. Das klappt nur in einzelnen Fakultäten bei weniger begehrten Gremien.

Konrad Dieterich

Termine:
Einblick in die Wählerverzeichnisse: 5. bis 13. April (Burg Giebichenstein: ab 29. Mai)

Letzter Termin zum Einreichen der Wahlvorschläge: 18. April, 15.00 Uhr (Burg Giebichenstein: 6. Juni)

Wahltermin: 09. Mai, 9.00 bis 18.00 Uhr (Burg Giebichenstein: 27. Juni)

Adressen
Wahlamt der MLU
Universitätsplatz 11 (Löwengebäude), Zimmer 7
Öffnungszeiten: Mo – Fr 10.00 bis 12.00 Uhr
Mo, Mi, Do 13.00 bis 15.00 Uhr (außer Gründonnerstag)
Di 13.00 bis 17.00 Uhr
<http://www.verwaltung.uni-halle.de/wahlen>
(0345) 55-21304

Wahlausschuss des StuRa MLU
Universitätsplatz 7
www.hochschulwahl.info
www.stura.uni-halle.de
(0345) 55-21411

Wahlausschuss für die Burg (auch für StuRa-Wahl zuständig)
Karstin Kirchner
Campus Design
Kutscherhaus, R. 204
kirchner@burg-halle.de
(0345) 7751-530

Neue Studiengänge = neue Zufriedenheit?

Meinungsbild in Sachen Bachelor und Master

Spätestens seit dem aktuellen Wintersemester haben sich auch an der hallischen Universität die so genannten Bachelor- und Masterstudiengänge durchgesetzt und damit Diplom und Magister zum alten Eisen geworfen. Große Hoffnungen wurden seitens Bildungspolitikern und Hochschulleitungen in die Modelle gesteckt, die nach der Bologna-Erklärung (siehe *hastuzeit* Nr. 5) und den Nachfolgekongressen Einzug in die deutsche Bildungslandschaft hielten. Dabei sollte nicht nur die Vereinheitlichung und gegenseitige Anerkennung von Studienabschlüssen im internationalen Rahmen erreicht werden. Speziell hierzulande erwartete man sich durch die neuen Studiengänge eine Anhebung der im Vergleich zu anderen OECD-Staaten relativ niedrigen Studierfreudigkeit. Jugendliche,

die sonst eine Berufsausbildung vorgezogen hatten, sollten sich gerade wegen der starken Praxisorientierung des Bachelors für eine universitäre Ausbildung entscheiden.

Kürzlich veröffentlichte das Hochschul-Informationssystem (HIS) eine Studie, zu der mehr als 10 000 Schulabgänger der Jahre 2004 und 2005 befragt wurden. Neben der Erreichbarkeit von bisher unterrepräsentierten Gruppen von Studienberechtigten im deutschen Hochschulsystem sollten vor allem der Bekanntheitsgrad sowie die Beliebtheit von Bachelor und Master erhoben werden.

Dabei ergab sich zunächst, dass es im Gegensatz zum Vergleichsjahr 2002 kaum noch Schulabgänger gab, die nichts von den neuen Studienmöglichkeiten wussten (lediglich 8 % der Befragten). Doch trotz dieser

positiven Bilanz bezogen circa 35 % aller Jugendlichen einen Bachelor-Studiengang nicht in ihre Zukunftsplanungen mit ein. Darüber hinaus betrachteten etwa 36 % den Bachelor als eine geeignete Alternative und entschlossen sich dennoch für eine andere Möglichkeit. Eine höhere Studierneigung bei der Zielgruppe derjenigen, die sich vormals für eine Lehre entschieden hätten, ist kaum wahrnehmbar. Lediglich bei einer kleinen Gruppe von Schülern, die schon auf dem Weg zur Hochschulreife eine Berufsausbildung absolviert hatten, ließ sich ein Anstieg der Zahl der Studierwilligen verzeichnen.

Ein Hauptgrund zur Aufnahme eines Bachelor-Studiums ist laut der Studie die Möglichkeit, sich damit anschließend für einen Master-Aufbaustudiengang zu qualifizieren. Wie diesen Wünschen in der Zukunft entsprochen werden kann, bleibt bei den aktuellen Planungen allerdings weiterhin unklar: Nur etwa einem Viertel der Bachelor-Graduierten soll die Fortführung des Studiums in einem Masterstudium ermöglicht werden. Ähnlich verhält es sich mit der internationalen Anerkennung deutscher Bachelor-Abschlüsse. Eine Mehrzahl der Befragten erhofft sich durch die neuen Strukturen mit Modulen und Creditpoints bessere Berufsaussichten im Ausland. Ob und wie die deutschen Bachelor-Abgänger allerdings dort angenommen werden, bleibt zunächst noch unklar, da bisher nicht alle neu geschaffenen Studiengänge nach international anerkannten Maßstäben ausgerichtet sind.

Allgemein lässt sich konstatieren, dass die Schulabgänger 2005 sehr viel weniger von den Vorteilen der Bachelor-Studiengänge überzeugt sind als noch im Jahr 2004. Dabei wurden vor allem die allgemein geringe Akzeptanz der Abschlüsse und die unklaren Arbeitsmarktchancen als problematisch empfunden.

Sebastian Theuerkauf

Doppelter Abiturjahrgang 2007

Sachsen-Anhalt wird als erstes Bundesland mit einem doppelten Abiturjahrgang konfrontiert

Im kommenden Wintersemester 2007/08 muss sich Sachsen-Anhalt als erstes Bundesland dem Problem des doppelten Abiturjahrgangs stellen. Wie können die Hochschulen der dementsprechend hohen Bewerberzahl gerecht werden?

Der Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt, Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz, möchte den sich daraus ergebenden Strukturproblemen entgegen wirken, indem vorhandene Kapazitäten besser ausgeschöpft werden. Beispielsweise soll für nicht ausgelastete, aber in Zukunft gewinnbringende Studiengänge die Studienberatung optimiert werden. Auch werden eine Viertelmillion Euro zur Wiederbesetzung freigewordener Lehraufträge gebilligt, womit die Wiederbesetzungssperre für jene Lehrstellen wegfallen.

7900 Abiturienten mehr als im Vorjahr erwartet man für den Abschlussjahrgang in diesem Sommer. Das Kultusministerium geht allerdings davon aus, dass nicht mehr als 1500 bis 2000 dieser Abiturienten anschließend sofort ein Hochschulstudium aufnehmen, so dass sich der Ansturm auf die kommenden Jahre verteile.

Eine Verschärfung der Zulassungsbeschränkung wolle man vermeiden, heißt es in einer Pressemitteilung aus dem Kultusministerium, da dies den entsprechenden Effekt auf den Lehrstellenmarkt hätte. Man habe daher Absprachen mit dem Wirtschaftsministerium bezüglich einer Erhöhung der Ausbildungsplätze gehalten.

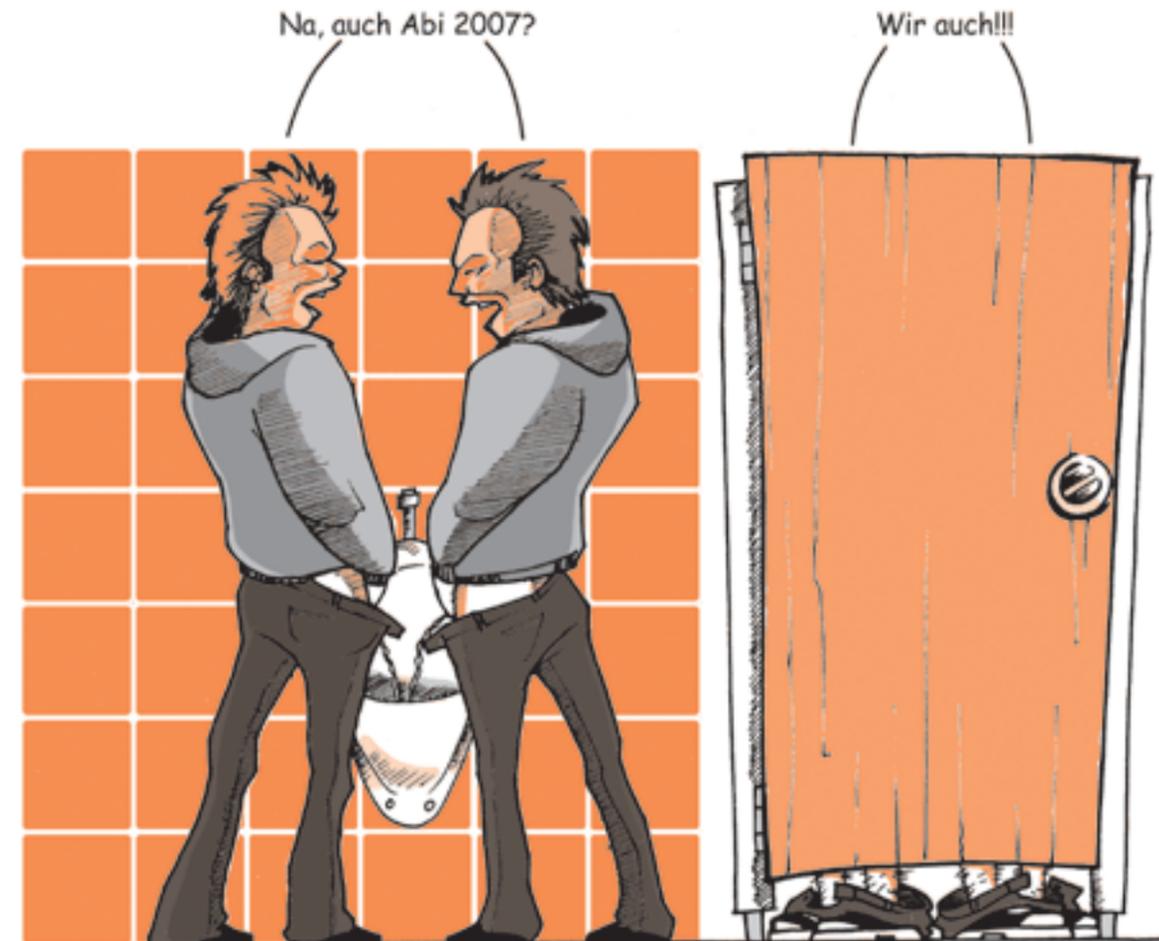
Der Hochschulpakt 2020, den die Bundes- und Landesminister Ende des vergangenen Jahres verabschiedet haben, sieht bis 2010 ebenfalls zusätzliche Mittel von 565 Millionen Euro vor, die unter anderem für die Aufnahme von Studienanfängern verwendet werden sollen. Er tritt im Wintersemester 2007/08 in Kraft und soll die Folgen des doppelten Abiturjahrganges auffangen.

Laura Sager

Für weitere Einzelheiten zum Hochschulpakt 2020 siehe auch: <http://bildungsklick.de/pm/50022/einigung-im-hochschulpakt-2020-erreicht/>



Illustration: Stephan Schneider



Stephan Schneider 2006

Neulich auf dem Herrenklo...

Verschleppt und missbraucht – Kinderprostitution zwischen Deutschland und Tschechien

Im Reformhaus Halle ist seit Anfang März eine Fotoausstellung zum Thema „Tal der Tränen – Impressionen aus der deutsch-tschechischen Grenzregion“ zu sehen. *hastuzeit* sprach mit dem Schirmherrn und den Organisatoren über ein Thema, das im öffentlichen Bewusstsein gerne verdrängt wird.

„Ein kleines Mädchen steht am Straßenrand, vielleicht 11, höchstens 13 Jahre alt. Sie hat ein hübsches Gesicht, doch in ihren Augen ist keine Fröhlichkeit zu sehen. Denn sie wartet nicht auf ihre Freundin, um Ball zu spielen. Sie wartet auf einen Mann aus Deutschland, der ihr für schnellen Sex ein paar Scheine in die Hand drückt.“ Dieser Textausschnitt ist Teil des Begleitprogramms zur Ausstellung, die der KARO e.V. mit Hilfe des grünen EU-Abgeordneten Milan Horáček in Halle zeigt. Zu sehen sind Fotos der deutschen Journalistin Sabine Sauer-Hetzer, die den Alltag und die Lebenswelten minderjähriger Prostitu-

ierter im Grenzbereich schildern. Dabei setzt sie nicht auf Effekthascherei oder großes Pathos. Es sind stille Bilder, die ihre Abgründe erst durch die Assoziationen der Betrachter preisgeben. Öfter hört man Gäste der Ausstellungseröffnung am 5. März sagen, dass sie ohne das Wissen um die Entstehungszusammenhänge bei dem einen oder anderen Bild nicht an ein Bordell oder einen Straßenstrich gedacht hätten. Die Fotos entfalten gerade durch die Darstellung einer grausamen Alltäglichkeit ihre schockierende Wirkung.

Die Ausstellung zeige, was unsere Gesellschaft heute alles zulasse, sagt Ludmilla Irmischer, die sich für KARO e.V. aktiv gegen Zwangsprostitution einsetzt. Dabei geht es dem Verein neben der Betreuung von Prostituierten auch um die Wiedereingliederung ehemaliger Betroffener in die Gesellschaftsstrukturen ihrer Herkunftsländer. Auch die Eindämmung von Geschlechtskrankheiten und HIV innerhalb der Szene hat sich die Initiative auf ihre Fahnen geschrieben. Bezü-

glich der Ursachen für die Zustände ergänzt der Politiker Horáček: „Diese Dinge geschehen vor allem aufgrund des immer noch bestehenden Wohlstandsgefälles zwischen West- und Osteuropa. Die Kinder werden teilweise aus ihren Heimatländern verschleppt oder gar von ihren eigenen Familien zur Prostitution gezwungen.“ Dabei seien die Opfer von Jahr zu Jahr jünger und die „Wünsche“ der Freier immer extremer.

Ein Phänomen der Überflusgesellschaft

Die Sozialarbeiterin Irmischer meint, dass bei letzteren nicht allgemein von Pädophilen auszugehen sei, sondern eher von „Pädo-Sexuellen“. Dieser Begriff sei deshalb zutreffender, da die meisten Sextouristen im deutsch-tschechischen Grenzraum lediglich nach einem „zusätzlichen Kick“ abseits des „Gewohnten“ suchen. Die Entwicklung könne man daher als ein Phänomen der westeuropäischen Überflusgesellschaft ansehen. Obwohl das Problem schon seit etwa 1993 bekannt ist, wird es von tschechischer Seite immer wieder dementiert oder bagatellisiert. Von einem öffentlichen Problembewusstsein sei aber in keinem der beiden betroffenen Länder zu sprechen. Genau hier wollen Horáček und der KARO e.V. mit ihrer Ausstellung einhaken. Über öffentlichen Druck soll das Thema sowohl in Deutschland als auch in Tschechien auf die politischen Agenden gerückt werden.

Milan Horáček engagiert sich schon seit Jahren in diesem Bereich. Vor zwölf Jahren veranstaltete er mit der Heinrich-Böll-Stiftung in Prag ein erstes Arbeitstreffen zu diesem Thema. Weitere Veranstaltungen folgten. Im vergangenen November organisierte Horáček eine Konferenz im europäischen Parlament, die sich anhand von Fachvorträgen und Diskussionen den Problemlagen widmete. Dabei standen vor allem die Hindernisse bei der Bekämpfung sexueller Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen durch Zwangsprostitution im Mittelpunkt. Obwohl die Problemlagen seit Jahren theoretisch bearbeitet werden und sich die einzel-



Milan Horáček und Ludmilla Irmischer im Pressegespräch

nen Hilfsprojekte und Initiativen zunehmend untereinander vernetzen, ist man von umfassenden Lösungskonzepten noch weit entfernt. „Die Bearbeitung des Themas im Rahmen der Europäischen Union wird gerade durch das Problem der unklaren Zuständigkeiten erschwert“, meint der EU-Abgeordnete. Grundsätzlich werden kriminelle Delikte wie Menschenhandel und Kinderprostitution durch den Innenausschuss des Parlaments bearbeitet. Da aber die minderjährigen Opfer häufig auch aus Nicht-EU-Ländern verschleppt würden und auch die Täter nicht immer EU-Bürger seien, gerate man in Berührung mit den Verantwortlichkeiten anderer Ressorts. Nichtsdestotrotz suche Horáček immer wieder das Gespräch mit Parlamentariern und Kommissionsbeamten, um auf die Problemlagen aufmerksam zu machen. Besonders die schlampige Arbeit der tschechischen Justiz- und Polizeikräfte müsse aktiv umgestaltet werden. Korruption und

inkonsequente Strafverfolgung der Drahtzieher dürfe innerhalb der EU nicht mehr geduldet werden. Fortschritte würden gerade dadurch erreicht, dass man Gelder für präventive Zwecke zur Verfügung stelle. Auch die Publikation der „Ersten EU-Strategie zu Kinderrechten“, die Anfang Juli letzten Jahres von der Europäischen Kommission veröffentlicht wurde, zeige Wege zu einer Verbesserung der Lage und zu einem aktiven Schutz der Betroffenen auf.

Falsche Tabuisierung

Dass trotz EU-Geldern noch viel zu tun ist, erfährt Ludmilla Irmischer durch ihre tägliche Arbeit. Die Gedankenlosigkeit der Zuhälter und Freier sei damit kaum zu bekämpfen. „Vielmehr muss man auch die Lage in den Heimatländern der zur Prostitution gezwungenen Kindern beachten“, gibt Irmischer zu bedenken. Solange die Armut Familien in

Osteuropa dazu zwingt, ihre Kinder an gewissenlose Zuhälter zu verkaufen oder gar selbst diese Rolle einzunehmen, sei man von einer Lösung des Problems noch weit entfernt.

Auch mache sich eine öffentliche Tabuisierung des Themas bemerkbar, welche die Wirksamkeit von Hilfsaktionen mindere. „Kirchliche Kreise sind beispielsweise selten bereit, sich mit dem Thema zu befassen. Da wird es schwierig, sie dazu zu bewegen, Hilfsinitiativen wirksam zu unterstützen.“ So schreitet die Kommerzialisierung von Sex mit Minderjährigen vor den Augen einer desinteressierten Gesellschaft fort und hat sich längst zu einem eigenen Markt entwickelt. Hiervon zeugen nicht nur Menschenhandel und Zwangsprostitution Minderjähriger, sondern auch der massenhafte Absatz von Kinderpornografie via Internet. Die wenigen Delinquenten, die gefasst und verurteilt werden, stellen dabei aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Spitze des Eisberges dar.

Text: Sebastian Theuerkauf
Fotos: Maren Lange

Weitere Informationen zum Thema der Ausstellung sowie zu den Tätigkeitsfeldern des KARO e.V. unter www.karo-ev.de.

Im „Reformhaus e.V. in Halle“ werden im monatlichen Wechsel durch verschiedene Initiativen Themen von gesellschaftlicher Bedeutung vorgestellt. Besichtigung der Ausstellungen ist werktäglich von 9 bis 16 Uhr möglich, Große Klausstr. 11, 06108 Halle

Gemeinsamer Kampf gegen das organisierte Verbrechen: EU-Abgeordneter Horáček und Sozialarbeiterin Irmischer



Jetzt geht's los!

Das Hochschulteam der Agentur für Arbeit Halle unterstützt Absolventen beim Einstieg ins Berufsleben

Die Abschlussarbeit ist geschrieben. Nur noch wenige Prüfungen, und dann ist die schöne Studienzeit vorbei. Nun geht der Ernst des Lebens los, so die Sprüche von Eltern, Oma und erfahrenen Freunden. „Zum zehnten Mal“, denkt man entnervt. Und doch weiß man: Der Beschäftigungseinstieg wird noch einmal ein großer und nicht ganz einfacher Schritt.

Natürlich hat fast jeder mal ins Berufsleben geschnuppert, Bewerbungen für Praktika geschrieben, bei Firmen mitgearbeitet. Doch irgendwie war es immer nur auf Probe, zu meist ohne Bezahlung und oft mit geringer Verantwortung. Das alles soll sich mit dem ersten Job ändern.

„Wir unterstützen die Studenten und Absolventen beim Eintritt in diesen neuen Lebensabschnitt“, sagt Sabine Schenk. Gemeinsam mit Michael Heß arbeitet sie im Hochschulteam der Agentur für Arbeit in Halle. „Die Studenten sind in einer schwierigen Situation. Sie sind sehr gut ausgebildet, haben sich aber meist noch nie für einen Job beworben. Der Arbeitsmarkt ist ihnen leider weitgehend unbekannt.“ Seit sechs Jahren arbeiten Heß und Schenk im Hochschulteam. Beide haben früher Abiturienten beraten und ihnen bei der Berufsfindung geholfen. „Manchmal treffe ich tatsächlich Kunden wieder,

die ich noch als Abiturienten beraten habe“, schmunzelt Heß. Die Kinderschritte mancher Absolventen sind den beiden also bekannt.

Schon frühzeitig informieren

Jedes Semester organisiert das Hochschulteam eine Vortragsreihe unter anderem zu Assessment-Centern, Vorstellungsgespräch und Bewerbungsunterlagen. „Dort weisen wir auf typische Fallen und Probleme hin.“ In diesem Zusammenhang ist auch eine individuelle Beratung möglich. Einmal pro Woche bieten Schenk und Heß Sprechstunden an der Universität an. Dort können sich Studenten anmelden und dann individuelle Informationen erhalten. Das sollte jedoch nicht erst in den letzten Wochen des Studiums passieren. „Am besten ist es, wenn die Studenten das erste Mal zwei, drei Semester vor Ende ihres Studiums Kontakt mit uns aufnehmen“, erklärt Schenk. „In diesem Stadium kann man noch Weiterbildungen oder Praktika empfehlen, die für den Berufswunsch notwendig sind. Ist das Studium schon fast abgeschlossen, ist es dafür zu spät.“ Die genaue Abstimmung findet dann im letzten Semester statt. Sabine Schenk und Michael Heß können dann gemeinsam mit den künftigen Absolventen ein spezialisiertes Bewerberprofil für die Arbeitssuche und die Arbeitsvermittlung erstellen. „Wichtig ist es, dass die Studenten möglichst zügig in eine qualifikationsgerechte Beschäftigung einmünden. Wer zu lange nichts erreicht, für den verschlechtern sich die Berufschancen rapide.“

Ein Netzwerk aus verschiedenen Berufsförderungsprojekten

Das Angebot des Hochschulteams ist breit gefächert. So wird der Bachelor-Student beraten, der sich nicht sicher ist, ob er einen Master anschließen oder erstmal arbeiten soll. Es kommen Absolventen, die im Ausland arbeiten wollen oder Studenten, die über ihre Studienwahl und die späteren Berufschancen äußerst unsicher sind. Selbst bei Zweifeln, ob der Beruf mit der Familienplanung vereinbar ist, wissen Sabine Schenk und Michael Heß

Rat. „Wir knüpfen dort an, wo die Aktivitäten der Universität nicht ausreichen können, sondern die Studenten durch zwangsläufig andere unterstützt werden müssen. Es ist im Interesse aller Beteiligten, dass gut ausgebildete Leute bei ihrer Berufsfindung und beim Beschäftigungseinstieg gut vorankommen.“

Dazu kooperiert das Hochschulteam mit JuKaM (Junge Karriere Mitteldeutschland), dem Wissenstransferverbund im regionalen Netzwerk und Univations. Alle Projekte beschäftigen sich mit der Förderung des Beschäftigungseinstiegs, decken dabei aber verschiedene Bereiche ab. Dank der Kooperation können Absolventen günstige Rhetorikkurse besuchen, bekommen Praktikumsangebote oder werden bei der Existenzgründung unterstützt.

„Wichtig ist vor allem, dass die Studenten rechtzeitig kommen“, so Michael Heß. „Wenn ein Student erst nach Ende des Studiums zu uns findet und gar keine Idee hat, was er machen möchte, wird es problematisch.“ Schenk nickt und fügt hinzu: „Vor allem sollten die Studenten aber wissen, dass ihre gute Ausbildung ihnen bei der Jobsuche enorm hilft. Die meisten sehen wir nach einem gelungenen Jobeinstieg zum Glück nicht so schnell wieder.“

Text und Fotos: Julia Rauschenbach

Das Hochschulteam der Agentur für Arbeit Halle berät jeden Dienstag von 13.00 bis 17.00 Uhr im Löwengebäude (Universitätsplatz 11).

Eine vorherige Anmeldung bei der Allgemeinen Studienberatung (Löwengebäude) ist notwendig. Kontakt und Semesterprogramm: www.verwaltung.uni-halle.de/studium/start.htm

Das Beratungsteam: Michael Heß und Sabine Schenk



„Ich kann dir manches sagen, was du vielleicht nicht weißt“

Die Alumni der Wirtschaftswissenschaften greifen ihren Studenten unter die Arme

„Wenn du nach Halle reist, / Magst du zuvor mich fragen.
Ich kann dir manches sagen, / Was du vielleicht nicht weißt.
Daß du in kurzer Frist / Nur Allerbestes pickst. / Die Stadt ist nämlich etwas trüb gemixt.
Doch kommt's auch darauf an, wer du nun bist.“

Joachim Ringelnatz

Als der Dichter Joachim Ringelnatz im Jahr 1923 Halle besuchte, hinterließ er diese Zeilen auf einem Blatt Hotelbriefpapier. Jenes „Hotel Hamburg“ stand damals dort, wo heute die wirtschaftswissenschaftlichen Institute untergebracht sind. Gleich neben dem Eingang prangt ein Schild mit dem Gedicht von Ringelnatz. Vor knapp drei Jahren ließ es der Verein Insitu e.V., der von den Alumni der Wirtschaftswissenschaften gegründet wurde, am Institutseingang anbringen. Es passt zum Ziel des Vereins: „Ich kann dir manches sagen, was du vielleicht nicht weißt.“

Inzwischen gibt es den Verein schon gut fünf Jahre. Gegründet wurde er am 23. Juni 2001 von rund 60 Mitgliedern. Heute zählt der Verein 145 Mitglieder. Die meisten wohnen schon längst nicht mehr in Halle. Doch sie verbindet eins: Gemeinsam haben sie in Halle Wirtschaft studiert und möchten den derzeitigen Studenten etwas von dieser schönen Zeit zurückgeben. So organisiert der Verein noch immer die Absolventenfeier für die Wirtschaftsstudenten, vermittelt Praktikumsangebote und bietet Vorträge zu speziellen Wirtschaftsthemen an.

„Wir haben in unserem Verein drei große Ziele festgelegt“, erklärt Torsten Leidloff, Mitglied des Vorstands des Vereins. „Wir möchten einerseits die Studenten mit Weiterbildungsangeboten fördern, andererseits die Wissenschaft und Forschung an der WiWi-Fakultät voranbringen. Und natürlich ist auch das Networking zwischen den Alumni ein wichtiger Pfeiler unseres Vereins.“ In einer Datenbank werden Adressen, Berufszweige und Kontaktdaten aller Mitglieder gespeichert. Zusätzlich gibt es an fünf verschiedenen Orten, überall in Deutschland, Stammtische, an denen sich die Alumni monatlich treffen. „So bleibt auch der persönliche Kontakt bestehen.“

Einmal jährlich findet ein Treffen in Halle statt. Während des dreitägigen Zusammenkommens halten die Professoren Vorträge, es werden Erfahrungen ausgetauscht und natürlich neue Ideen gesammelt. „Bei unserem letzten Treffen im Sommer kam uns dabei die Idee, das soziale Engagement der Wirtschaftsstudenten zu belohnen“, so Leidloff. Es wurde ein Förderpreis für soziales Engagement ausgeschrieben. Dem Sieger winkten 500 Euro, finanziert aus den Beiträgen der Mitglieder. Im Dezember 2006 erhielt schließlich Annukka Ristinieni den Preis.

Die Finnin kam für ihr Studium des Bachelor of Economics vor zweieinhalb Jahren nach Halle. Seit Mai 2005 arbeitet sie nun als Tutorin für den internationalen Studiengang.

Dabei kümmert sie sich um die Studenten, hilft bei Behördengängen, unterstützt bei der Bankkontoeröffnung oder gibt Tipps bei der Wohnungssuche. „Am liebsten organisiere ich kleine Ausflüge für die Studenten. So war ich beispielsweise im letzten Jahr im BMW-Werk“, erzählt Annukka Ristinieni. „Zudem gab es immer mal wieder kleinere Fußballturniere zwischen deutschen und internationalen Studenten. Es ist toll, das internationale Flair in einer so historischen Stadt mit den anderen Studenten zu genießen.“ Dass Annukka sich nicht von Beginn an so wohl gefühlt hat, daran kann sie sich noch gut erinnern. „Die ersten Wochen in einem fremden Land sind immer schwierig, es ist fast immer unmöglich, eine Wohnung zu finden und alle Behördengänge zu erledigen, wenn man der deutschen Sprache noch nicht mächtig ist“, erzählt die Finnin. Daher möchte sie es den neuen Studenten so einfach wie möglich machen und hilft ihnen, wo sie nur kann. In diesem Jahr wurde ihr umfangreiches Engagement belohnt.

„Der Preis soll nun eine gute Tradition werden“, sagt Torsten Leidloff. „Im nächsten Jahr wird es wieder einen Preis geben. Dann wünschen wir uns auch gern noch ein paar mehr Vorschläge.“

Bewerben kann sich jeder Wirtschaftsstudent der Universität Halle. Aktive können aber auch gern bei Insitu e.V. vorgeschlagen werden.

Nun kann sich aber erstmal Annukka über die 500 Euro freuen. Sie wird davon ihren Flug nach Santiago de Chile bezahlen. „Ich werde dort mein Studium fortsetzen.“ Und damit dürfte sogar das Preisgeld ganz im Sinne des Insitu e.V. angelegt sein.

Julia Rauschenbach

www.insitu-halle.de

Annukka Ristinieni erhielt im Dezember den Insitu-Förderpreis für ihr soziales Engagement.



Foto: PR

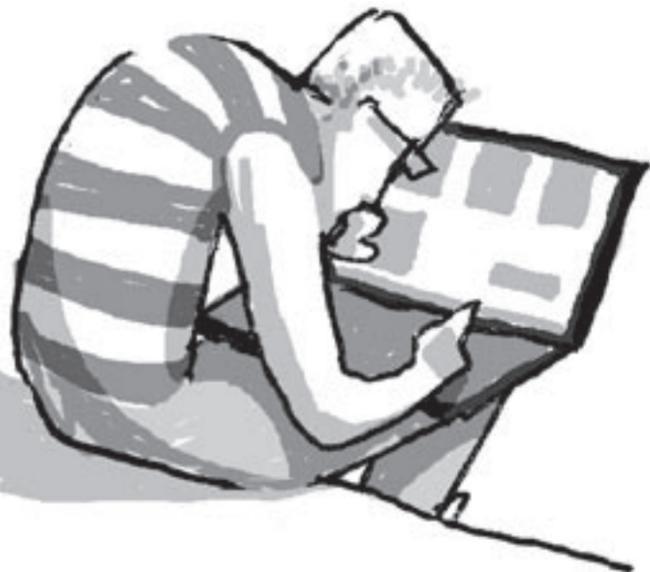
Mr. Nice Guy oder Brunnenvergifter?

Die Internetplattform StudiVZ ist das ideale Portal, um sich zu präsentieren, alten Freunden virtuell wieder zu begegnen und neue zu finden. Die Kritik an dem Forum prangert von der mangelhaften Datensicherheit bis hin zur ideologischen Einstellung der Initiatoren so ziemlich alles an. Dennoch erfreut sich StudiVZ stetig wachsender Beliebtheit. Auch von vernünftigen Argumenten lässt sich der User keine Angst einjagen. Aus der Fassung bringen ihn hingegen emotionale Anforderungen und Zwickmühlen, und die gibt es zuhauf. Die Funktion der Freundschaftswerbung ist das gleichermaßen liebliche wie brutale Herzstück des Netzwerks, das ein Dilemma der Gefühle nach sich zieht.

Die Irrationalität der Benutzer des StudiVZ ist hinlänglich bekannt und hat zum Teil zur verständnislosen Abwendung einiger weniger geführt. Sich ohne das „Cyber-Präservativ“ Nickname, inklusive der Urlaubsfotos und aller persönlicher Daten im Web zu zeigen, noch dazu bei Betreibern, deren politische Einstellung zumindest als fragwürdig eingestuft werden muss, das ist töricht. Ungeschützter Datenverkehr ist leichtsinnig – die Vorwürfe sind fast so alt, wie das StudiVZ selbst. Was aber macht den Reiz für die zu meist akademischen Benutzer aus, so gegen ihre vernünftigen Überzeugungen zu handeln?

Zunächst einmal scheint es die Neugier zu sein: All meine Freunde sind jetzt schon dabei, sie schreiben einander und gruscheln sich – keine Ahnung, was das ist, aber es muss toll sein, beweist es sich doch als eines der beliebtesten Smalltalkthemen in letzter Zeit. OK, dem vorübergehenden Ausgeschlossenensein ist schnell beizukommen. Einfach geworben werden oder notfalls selbst immatrikulieren, schon ist man dabei.

Illustration: Arno Grabolle



Ja, und dann? Auch das dürfte hinlänglich bekannt sein. Selbst erlebt hat man es zwangsläufig, und auch ausgewertet ist es schon: Der frustrierende erste Besuch auf der noch spärlich gestalteten Seite und vor allem das Feld: „Du hast keine Freunde“. Wer lässt sich das schon gern sagen? Freunde – auch da weiß man nicht immer genau, was es ist, aber fest steht: Ohne Freunde, das geht nicht, das ist emotional anstrengend und außerdem uncool.

Was auf die Freundlosigkeit folgt, lässt sich mit einem Wort vielleicht so beschreiben: Beschaffungskriminalität. Ein Klick auf die Seite eines Bekannten verrät, er hat Freunde, die auch meine sein könnten, also her damit. Gut, wird man geneigt sein einzuwenden, Freunde gehen dem anderen nicht zwangsläufig verloren, wenn man sie sich selbst zu Eigen macht. Wieso also Beschaffungskriminalität? StudiVZ ist der beste Beweis: Freundesraub ist kein Nullsummenspiel. Wer einmal auf der Liste steht, bleibt in der Regel Freund, vollkommen egal, mit wem er sonst noch so anbändelt, gruschelt oder gar freundlich die Fotos kommentiert.

StudiVZ als permanente Win-Win Situation

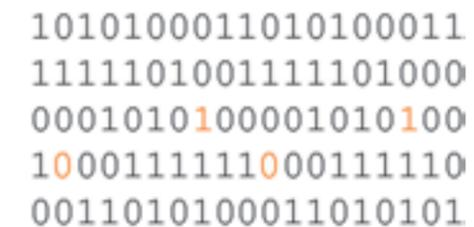
Jeder WiWi würde vermutlich auf Konjunkturschwankungen tippen. Nach der Freundes-Hochphase müsste es zwangsläufig zur Rezession kommen. Nicht so bei den Freundeslisten im StudiVZ, auch bei ihnen scheint eine rationale Formel nichts erklären zu können. Jeder, der auch nur einmal die Woche vorbei schaut, wird bestätigen können: Der Freundeskurs steigt stetig, oft sogar ohne eigene Investitionen. Die Folgen davon scheinen leicht auszumachen zu sein. Mit jeder geglückten Freundschaftswerbung wird das Netz miteinander liierter User dichter. Bald dürfte es ähnlich feinmaschig sein wie das Microfaser-Obermaterial, das teure Outdoor-Kleidung so widerstandsfähig gegen Schmutz und Kälte macht. Das StudiVZ scheint sich nun aufgrund seiner eigenen Verdichtungslogik selbst gegen den Schmutz aller Bösewichter der Welt und gegen die soziale Kälte auch des größten Widersachers zu imprägnieren. Gelänge es, George W. Bush und seinen jeweils gerade am meisten gehassten Schurkenstaat-Diktatoren zu immatrikulieren, es wäre vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis auch sie die Harmoniewelle des StudiVZ erfasste und sie einander Freundschaft bekundeten. Viele Prognosen über die Zukunft des Netzwerkes scheinen vage. Dass es aber nahezu zwangsläufig den Weltfrieden nach sich zieht, kann als sicher gelten. Zu stark ist die Motivation, die Anzahl der Bildchen in seiner eigenen Freundesliste gen unendlich zu steigern, zu groß die Verlockung, mit einem einfachen, schmerzlosen Mausklick die Anzahl der Freunde zu erhöhen und sich anschließend im Lichte der eigenen Beliebtheit zu sonnen. Wo aber sind die Grenzen der liebsten Klängelei?

Das Gruscheln – It ain't over till it's over – Over!



Beim Gruscheln werden die Schranken offensichtlich. Wenn man die zweifellos liebe gemeinte, aber im Grunde bedeutungsleere virtuelle Zärtlichkeit schlicht mit Zurückgruscheln honoriert führt das in den unendlichen Regress: Ich gruschele, weil du gruscheltest, weil ich gruschelte, usw. ad infinitum. Um das Gruscheln vor seiner eigenen vollkommen Sinnentleerung zu schützen, haben die vielleicht rechtsgeinigten, aber auf jeden Fall findig programmierenden Erfinder eine Option vorgesehen, das Gruscheln in der Weite des Internets verhalten zu lassen. Ganz wie eine echte zärtliche Berührung lässt dessen sensible Qualität mit der Zeit nach. Es bedarf weder einer harschen Ablehnung der Gruschelung noch einer eigenen Replik, um die künstliche Streicheleinheit verstummen zu lassen. Einfach akzeptieren und verwerfen. So simpel geht's.

Die Freundschaftswerbung – 1 vs. 0 – Kannst du dich nicht endlich mal verbindlich entscheiden?



Anders verhält es sich hingegen mit der schärfsten Waffe des hippiesken Kommunikationsportals: die Freundschaftswerbung. Einmal gestellt, sieht sie für ihren Empfänger lediglich eine binäre Handlungsoption vor. Wie es für Computertechnik üblich ist, gibt's entweder on oder off, Strom oder keinen Strom, nichts dazwischen. Um noch einen Schlag in die Weichteile der amerikanischen Föderation unterzubringen: Gut oder Böse.

Auch das StudiVZ wird bezüglich der Freundschaftsofferte vom Schwarz-Weiß-Denken beseelt. Freund oder Feind, wie Carl Schmitt sagt, sind die einzigen politischen Ordnungskategorien. Der ausgeschlossene dritte Weg hat Folgen für die Psyche des Users. So freudig der virtuelle Schulterchluss mit dem neuen Freund zu sein scheint – wie sich andeutet, wohl die einzige ernsthafte Hoffnung auf den Weltfrieden, nachdem es dem Kommunismus nicht gelungen ist, alle zu Proletariern zu machen – so beschämend ist es, das Freundschaftsgesuch harsch zu verneinen. Wirds kein Bussi für den neuen Freund, so muss es ein Faustschlag ins posierende Gesicht des etwaigen Bittstellers und zukünftigen Feindes sein. Verträgt aber das

Netzwerk, dessen Handlungslogik derart auf Vereinigung angelegt ist, soviel soziale Härte? Scheinbar nicht. Denn es nötigt dem oberflächlich auf Harmonie und Interesse gestimmten Nutzer mächtige Zweifel ab, das Freundschaftsgesuch auf Granit beißen zu lassen. Ich, der einst diesen Tempel der Glückseligkeit betrat, das Pflänzchen Freundschaftsliste stetig pflegte, um vom anfänglichen „Du hast keine Freunde“ zumindest in den zweistelligen Bereich der Fürsprecher vorzustoßen. Ich, dem vor allem am Anfang jedes Mittel recht war, um Freunde zu werben, Gruscheln, ein interessiertes Telegramm oder gar ein Pinnwandeintrag. Soll ich jetzt, da ich immerhin mit einigen Freunden aufwarten kann, etwa nicht mehr jedem den Eingang in die Ruhmeshalle meiner Geneigtheit gewähren?

Jetzt schnappt die Falle zu. Ablehnen – was ganz natürlich wäre, schließlich kann man nicht mit jedem befreundet sein – heißt Faustschlag, heißt Ende der freien virtuellen Liebe. Annehmen – was den Weltfrieden nach sich zöge, täte es jeder – bedeutet hingegen den eigenen Gesichtverlust oder aber Zerstörung der Legitimationsbasis für Angriffskriege – angenommen, man ist amerikanischer Präsident.

Irgendwann steht jeder vor dem Dilemma, gedankenlos Mr. bzw. Mrs. Nice Guy spielen oder das klare Aphrodisiaka-Wässerchen des StudiVZ trüben zu müssen. Ignorieren des Freundschaftsgesuches geht kaum. Schon beim nächsten Besuch kommt wieder die Mahnung, die drängt, Farbe zu bekennen: „Du hast 1 Einladung von jemandem, der Dich als Freund hinzufügen möchte.“

Stefan Knauß

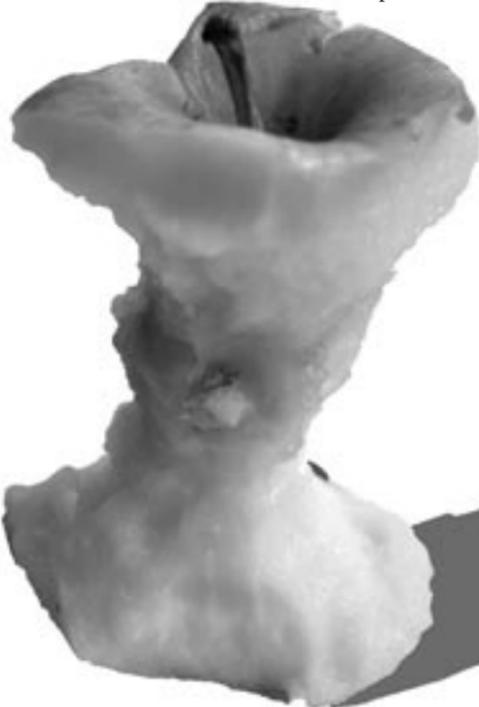
Kribsch und Kántchen

Heimat: Jeder hat sie, doch keiner weiß so ganz genau, wie man zu ihr stehen soll

„Brennend heißer Wüstensand, fern, so fern dem Heimatland“, so beginnt der Titel, mit dem *Freddy Quinn* seinem Heimweh Luft macht. Jeder, der die Anfangszeilen kennt, wird im Geiste schon ergänzt haben: „So schön, schön war die Zeit“. Der Refrain der ollen Seemannskamelle verliert sich in der melancholischen Erinnerung an einen verlassenen Ort oder eine vergangene Zeit und benennt sie mit der vertrauten und zugleich anstößigen Chiffre Heimatland.

Heimat, das Wort, für das es in anderen Sprachen kaum eine Entsprechung gibt, ist hierzulande verschieden besetzt. Meint man damit einen Landschafts- oder Lebensabschnitt, in dem man emotional verwurzelt ist, wird man stets etwas Schönes damit verbinden. Betont man hingegen die Besonderheit der eigenen Herkunft zu stark, so zieht das sofort Kritik nach sich: Die Konzentration auf nationale Werte ohne Rücksicht auf das Recht der Andersartigkeit hat das Heimatdenken diskreditiert. Ein stark ablehnendes oder zumindest ein gebrochenes Verhältnis zur Heimat zieht diese Überhöhung bisweilen nach sich.

Trotz aller Unsicherheiten oder Abneigungen, die man haben kann, wenn man von der Heimat spricht,



ist der Begriff weder totzukriegen noch zu ersetzen. Ganz im Gegenteil: Heimat scheint wieder en vogue zu sein.

Die vergangenen Jahre haben deutliche Versuche gezeigt, den Begriff neu zu besetzen. Diskussionen um Deutschquoten im Radio und Musiksampler mit Heimatliedern haben zu heftigen Diskussionen geführt. Die *Sportfreunde Stiller* bekannten sich mit ihrem „Heimatlied“ dafür, ihre Hamburger Kollegen *Tocotronic* mit „Aber hier leben, nein danke“ wohl eher dagegen. Die naive Landmädchenmode von hippen Marken wie *Blutschwester* oder *Alprausch* spielt geschickt mit ironischen Zitaten aus alten Heimatfilmen. Auch von Jägermeister wird mit dem Hirsch ein Heimatsymbol zum Kult- und Trashobjekt gemacht. Nicht zuletzt ist das zum Teil selbst erlebte und vielfach kommentierte Wir-Gefühl während der Fußballweltmeisterschaft im letzten Sommer zu nennen. In all den genannten Bereichen erfolgt eine Verständigung darüber, was Heimat eigentlich ist und in welcher Form man sein Zugehörigkeitsgefühl oder seine Ablehnung am besten zum Ausdruck bringen kann.

Die Universität ist nun ein besonderer Ort, um über Heimat zu sprechen. Viele Studenten kommen nicht ursprünglich aus ihrem Hochschulort. Zum Teil sind sie

sogar aus dem Ausland. Jeder von den Zugezogenen bringt ein Stück von seinem Zuhause mit in die Universitätsstadt, sei es in Form

seiner Sprache, seines Aussehens oder seiner kulinarischen Vorlieben.

Die Frage „Wo bist du her?“

gehört wie selbstverständlich zum Kennenlernkanon.

Vielleicht wird man sich daher

erst hier in der Fremde seiner Heimat bewusst, lernt sie lieben oder vergisst sie irgendwann wie eine ferne

Jugendliebe. So oder so

geht man nämlich auch ein

Verhältnis zur neuen Stadt ein. Manchmal wird sie selbst zur Heimat, vielleicht aber auch zu dem Ort, den man schnellstmöglich wieder verlassen will.

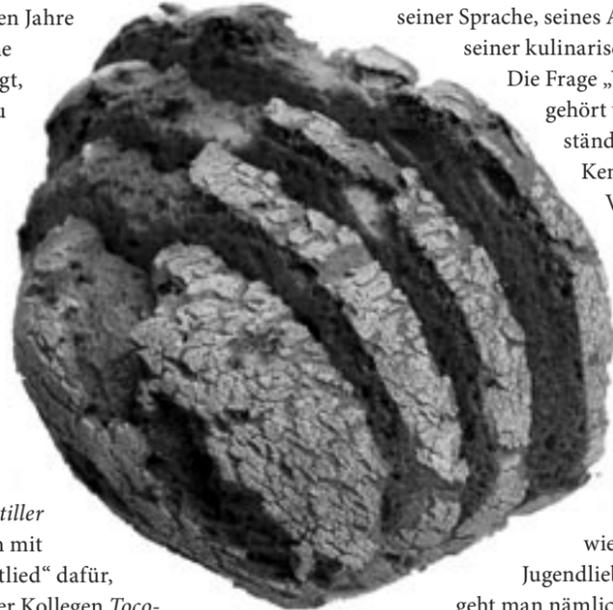
Weder in der engagierten Diskussion darüber, was sich politisch geziemt oder nicht – Leitkultur oder Heimatverachtung – noch im alltäglichen Umgang miteinander wird man sie los, die Heimat. Von daher lohnt es sich, mal wieder einen Gedanken daran zu

verschwenden, wer oder was sie selbst für einen ist und welchen

Stellenwert sie unweigerlich schon eingenommen

hat. Kein Baum wächst ohne Wurzeln, aus irgendeinem Mutterboden müssen Wasser und Standfestigkeit kommen. Spätestens, wenn man fern vom Heimatland gefragt wird, welches Wort man parat hat, um das Endstück eines Brotes oder den unansehnlichen Rest eines verspeisten Apfels zu benennen, drängt sie sich auf: die Heimat.

Stefan Knauß



Loblieder auf Halle!?

Eines haben Fabian Lang, alias Fabster, und Sophie, Madlen und Franzi von den Himmelsstürmern gemeinsam: Sie haben im vergangenen Jahr ihr ganz persönliches Lied über Halle geschrieben. Während die Himmelsstürmer mit ihrem Lied „Drei Engel für ein Halle-Lujah“ im Wettkampf um den offiziellen Song punkteten, wurde der ironische Song von Fabster „Ich liebe diese Stadt“ die heimliche Halle-Hymne. Im Interview erzählen die Himmelsstürmer und Fabster, wie ihr Song aufgenommen wurde und ob die Hallenser zu einer echten Heimat finden können.

Fabster: „Hoffentlich bald keine kommunistischen Fahnen mehr“



Foto: PR

Magst du Halle?

Ja klar mag ich Halle. Ich bin hier aufgewachsen. Das ist meine Heimat. Natürlich hat

die Stadt ihre Ecken und Kanten, und es gibt Dinge, die nerven. Aber ich komme einfach immer wieder gerne in diese Stadt zurück.

Du bist also unsterblich verliebt?

Natürlich kann man Halle nicht bedingungslos lieben. Hier gibt es viele Dinge, die einfach schief laufen. Das drücke ich ja auch im Lied „Ich liebe diese Stadt“ aus. Die Idee zum Song kam mir, als ich mal wieder irgendwo für zwei Minuten falsch geparkt hatte. Dann kam irgendein Hilfs-Sheriff und schimpfte herum. In diesem Moment dachte ich, „Mann, ich liebe diese Stadt!“ Ich bin ein sarkastischer Mensch und habe im Song viele Dinge verarbeitet, die hier stören. Und dennoch sage ich immer wieder: Ich liebe diese Stadt.

Wie waren die Reaktionen in Halle?

Bei den jungen Menschen extrem gut. Wir haben viele Mails bekommen, ich hätte genau das richtige Gefühl getroffen. Ich wollte kein typisch patriotisches Lied machen, sondern von meinem Gefühl in der Stadt schreiben. Eigentlich ist es toll hier, aber irgendwas läuft doch schief. Bei den Stadtherren habe ich natürlich kräftig provoziert. Die fanden das nicht so toll.

Was ist das Problem in Halle?

In meinem Song gibt es die Zeile: „Wo man noch immer kommunistische Fahnen hisst“. Der Satz ist für mich recht bedeutend. An Halles Spitze sitzen noch viele Leute, die sich einfach nicht bewegen lassen. Sie kopieren

nicht, dass man mit so einem Lied mehr Selbstbewusstsein in eine Stadt bekommt als mit einer teuren Kampagne. Das ist schade. Es wäre toll, wenn man endlich die kommunistischen Fahnen nicht mehr hissen würde.

Gibt es in Halle kein Heimatgefühl?

Ich habe mich vor dem Song kaum mit dem Heimatgefühl in Halle beschäftigt. Aber die vielen Reaktionen haben mir gezeigt: Tatsächlich herrscht in Halle ein ungewöhnliches Gefühl der Stadt gegenüber. Die Stimmung ist irgendwie nicht die beste. Eigentlich steht Halle anderen Städten in nichts nach. Jede Menge Kultur, eine tolle Altstadt, ausreichend Kneipen. Nur das Selbstbewusstsein, das fehlt noch.

Was wünschst du Halle?

Wie gesagt, es ist ja schon viel Schönes hier. Ein bisschen mehr Wirtschaft würde der Stadt guttun, mehr Weltoffenheit. Und die Leute brauchen mehr Optimismus. Dann ist es auch nicht mehr weit, bis Halle Bundeshauptstadt wird ... (grinst)

Die Himmelsstürmer: „Von der Meckerstimmung lassen wir uns bestimmt nicht anstecken“



Foto: PR

Mit eurem Halle-Lied standet ihr im letzten Jahr ganz oben bei der Wahl des Halle-Songs zum 1200-jährigen Stadtjubiläum. War das eure

persönliche Liebeserklärung an Halle?

Sophie: Wir drei Mädels sind sehr gern hier. Halle ist ein Teil von uns. Also haben wir Gedanken zusammengetragen, die wir damit verbinden und daraus den Song gemacht.

Madlen: Wir sind alle drei hier geboren. Mit der eigenen Heimatstadt verbindet man immer besondere Momente. Für mich ist aber auch Kuba eine Heimat, da mein Vater dort geboren wurde. Heimat muss nicht auf einen Ort festgelegt werden, es ist eher das Gefühl und die Dinge, die man mit der eigenen Stadt verbindet. Das haben wir versucht im Lied auszudrücken.

Wie haben die Hallenser auf euren Song reagiert?

Franzi: Die Leute haben uns sehr gutes Feedback auf dieses Lied gegeben. Das hat uns natürlich gefreut. Viele fühlten sich von dem Lied angesprochen und haben sich über so ein positives Hallelied gefreut.

Wie habt ihr Halle kennengelernt?

Sophie: Wir haben die Stadt Halle als eine sehr lebenswerte Stadt kennengelernt. Man kann sich in fast allen Bereichen, für die man sich interessiert, engagieren und ausleben. Es gibt so viele schöne Plätze, wo man sich wohlfühlen kann.

Franzi: Natürlich gibt es auch immer wieder Dinge und Orte, die man nicht so toll findet. Aber die gibt es doch in jeder Stadt.

Die Hallenser und ihre Stadt sind für eine eher komplizierte Beziehung bekannt? Empfndet ihr das ähnlich?

Madlen: Natürlich könnten viele andere Dinge besser sein. Aber ich zum Beispiel würde mich eher als eine waschechte Hallenserin bezeichnen, die die Stadt als schön und vor allem lebenswert empfindet.

Wir haben uns von dieser Meckerstimmung mancher Bewohner in Bezug auf die Stadt bestimmt noch nicht anstecken lassen und wir hoffen, dass auch noch ganz viele andere Leute auch die schönen Seiten von Halle entdecken und zu schtzen lernen.

Interviews: Julia Rauschenbach

www.fabster-music.de
www.die-himmelsstuermer.com

Fernbeziehungen -

Fernbeziehungen sind längst zum Massenphänomen geworden. Mit Angehörigen und Partnern verstreuen sich auch die Wurzeln der Deutschen übers ganze Land. Während Politiker und Arbeitgeber die neue Flexibilität beschwören, sehen sich viele Studenten einer täglichen Probe ausgesetzt. Liebesbeziehungen, Eltern, Geschwistern und Freunden müssen sie oft jahrelang über große Distanzen gerecht werden. Noch vor Jahrzehnten hätte man diese emotionale Ausnahmesituation als den Anfang vom Ende angesehen. Vier Szenen zeigen, warum sie das trotzdem nicht sein muss.

Der Mann, der mir als erster zu meinem neuen Status, dem Tanten-Dasein, gratulierte, war der Eismann im Bahnhof von Hannover – wer hätte das gedacht. Übernächtigt trank ich bei ihm Espresso, um die Stunde Aufenthalt zu verkürzen. Ich hatte kein Auge zuge-tan vor Aufregung. Zum Glück war alles gutgegangen. Meine Schwester ist jetzt Mama, ging es mir immer wieder durch den Kopf. Jetzt hat unsere Familie eine Generation mehr. Wie der Kleine wohl aussieht? Ich hatte die Nacht damit verbracht, Geburtsanzeigen zu basteln, denn dafür hatte Julia jetzt ganz bestimmt keinen Nerv. Ganz fertig geworden waren sie nicht, als ich in den Zug um 5.30 Uhr stieg, die Uni an diesem Donnerstag mal ignorierend. Neben dem Espresso lagerten deswegen 60 Geburtsanzeigen, ein Stiftechaos und stinkender Uhu auf dem Marmortischchen – und der Italiener hinter seiner Theke guckte schon ganz sauer. Bestimmt würde er mich gleich seines Cafés verweisen. Egal, ich war trotz Schlafmangel auf Wolke Sieben. Dann kam er herüber und war doch nur neugierig, „Wasse dasse solle werde, wenne fertisch?“ Geburtsanzeige, erklärte ich, Schwester jetzt Mama, ich aber leider nicht gleich vor Ort. Die Erklärung gefiel ihm, die Anzeigen auch. Er spendierte noch einen Espresso, „Isse doppelte auff die Hause. Weil biste Du Zia – biste Tante, isse Fest!“ Ich verkniff es mir, mich ausgerechnet mit „tante grazie“ zu bedanken, und genoss statt dessen die Baby-Vornamen-Diskussion, in die der Eismann mich sofort verwickelte, sah mir die Portemonnaie-Fotos seiner Kleinen an und lernte alle Dos and Don'ts einer italienischen Tauffeier. Es klang kompliziert, und ich war zu müde, um alles zu kapiern, aber ich war glücklich, dass sich in Herrgottsfrühe in einer fremden Stadt jemand so ehrlich mit mir freute. Als ich ein paar Stunden später, zum ersten Mal meinen unglaublich winzigen Neffen im Arm haltend, mit der Geschichte ein Lächeln im Gesicht meiner Schwester hervorlocken konnte, war ich richtig erleichtert. Die sah nämlich wirklich mitgenommen aus.

„Der Scheiß ist, dass ich immer schon traurig bin, wenn ich ankomme. Weil ich ja weiß, dass ich bald wieder weg muss“, sagt eine Stimme auf dem Platz hinter mir. Die junge Frau im Intercity sagt das, was jeder kennt, der eine Fernbeziehung führt. Mag man sich, möchte man zusammen sein, soviel ist klar. Scheiden tut weh, sagt der Volksmund. Recht hat er! Am meisten schmerzt es, den Geliebten immer wieder zurücklassen zu müssen. Bei Eltern, Großeltern und Geschwistern ist es anders: Man freut sich, sie nach langer Zeit wieder zu sehen, aber nach einer Woche freut man sich auch wieder aufs Alleinsein. Man merkt, dass man sich von der Familie abgenabelt hat – es gibt eine Art natürliche Nerv-Barrier, die Kitsch überhaupt nicht erst aufkommen lässt. Die endlose Folge von Vorfreude auf den Liebsten, auf die unweigerlich Abschiedsschmerz folgt, macht einem ebenfalls sehr bewusst, woran man ist. Immer wieder hinterfragt man, wachsende sechzehn Stunden Bahn zu fahren. Es ist anstrengend, zeitraubend und verblödet einen irgendwie. Trotzdem lautet die Antwort immer wieder: „Ja!“. Es fühlt sich unbeschreiblich schön an, dass die des anderen genauso ausfällt, er zu einem selbst auch ja sagt, indem er durch Europa rattert, für ein paar Stunden Nähe. Damit kann die von Zuhausebleibern oft hämisch gestellte Frage, ob einem das ganze denn nicht langweilig werde, klar beantwortet werden: Langeweile, was ist das?

Halle ab 10:05
an 12:24
ab 12:31
Hof 15:28
+ Centr. 16:56
Centr. ab 17:15
Hof 17:55

Sehr geehrte Kundin, wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass Sie ab sofort an unserem Bahn Comfort Programm teilnehmen. Ihr Punktstand von ...“ Über diesen Brief, liebevoll mit „Ihre DB AG“ unterzeichnet, allerdings nicht parfümiert, freue ich mich überhaupt nicht. Warum? Blöde Frage! Das Schreiben bedeutet nichts anderes, als dass ich in den letzten anderthalb Jahren der Bahn 2000 Öcken in den Rachen geschmissen hab. Das gibt's doch nicht. Wie das passiert ist? Naja, Opas Achtzigster in Hamburg, das Baby, das meine beste Freundin im Schwarzwald zur Welt gebracht hat, pro Monat ein Mama-Wochenende in Kassel, die Besichtigung von Brüderchens Bude im Paderborner Studentenwohnheim, die Grippe der Schwester in Norddeutschland, die Patentante in Köln und immer mal ein Ticket zum Freund in Amsterdam, so lautet die Antwort. Die der DB AG dagegen vermutlich: Super! Und gib uns ruhig weiterhin jeden Cent! Eine Fernbeziehung ist in erster Linie eine logistische Herausforderung. Und sehr teuer – ich will gar nicht wissen, was Studenten und andere Teilnehmer am Projekt Fernbeziehung Bahn, Billigflieger und Co. alles für ein paar Stunden mit den Lieben bezahlen! Und dann legen In Zeiten von Erasmus und Eigeninitiative, in denen es zum guten Ton gehört, mal in Japan vorbeigeschaut zu haben, ist die finanzielle Belastung fürs Rumgurken schon grenzwertig. Pendelten die Eltern als Studenten noch zwischen München und Tübingen, führen meine Freunde heute Fernbeziehungen zwischen Göteborg und Alicante. Es danken Easyjet und Air Berlin. Wie wir uns das überhaupt leisten können – es erstaunt mich immer wieder. Naja, auf Couch, Glotze und Mikrowelle kann man natürlich verzichten, wenn man eh nie da ist. Und Sich-nicht-sehen ist schließlich keine Alternative: Meine Leute brauchen mich, und ich brauche sie. Außerdem ist Herumkommen ja nicht das Schlechteste. Immerhin kann ich ab jetzt mit allen meinen Lieben an ihren diversen Wohnorten exzessiv Kaffee trinken – auf Kosten der Bahn.

„Waaaaas?“ Großmutter versteht uns nicht. Das ist nicht ungewöhnlich, denn sie hört schlecht. Heute ist es aber noch schwieriger als sonst, weil sie sich einfach keinen Reim auf das machen kann, was wir ihr erzählen. Langsam guckt sie schon richtig böse. In dem gutbürgerlichen Restaurant am Stadtpark weiß inzwischen wahrscheinlich jeder außer Großmutter, worum es geht: Wir wollen heiraten, und zwar bald. Nein, wir erwarten kein Kind, sind nicht katholisch und auch nicht todkrank. Einfach nur so, weil wir uns lieben und vertrauen, zehn Jahre eine lange Zeit sind und wir uns voller Sehnsucht nach dem Ende dieser endlosen Fernbeziehung erst richtig entsetzt: „Aber ihr müsst doch ein Haus haben! Ihr braucht doch ein Nest. So kann das doch nicht ...“ Um moralische Einwände geht es ihr nicht, auch nicht um Rechthaberei. Meine Großmutter kann nur schlicht und er-greifend nicht verstehen, wie eine Ehe funktionieren soll, wenn einer im Ausland arbeitet, während seine Zukünftige in Halle studiert. Das kommt in ihrem Weltbild einfach nicht vor. Großmutter ist Jahrgang 1921, als junge Frau hat sie die Vertreibung aus Ostpreußen überlebt. Die Familie war alles, was von ihrer Heimat blieb, mit ihrem Mann zusammen hat sie sich alles neu aufbauen müssen. Opa in der Werkstatt, sie selbst in der Küche, so funktioniert Teamwork, sagt sie. Großmutter hat richtig Mitleid mit uns, weil wir das scheinbar nicht begreifen. „Nicht hier seid ihr, da aber auch nicht“, sagt sie immer und schüttelt den Kopf. Dass seit Jahren jeder von uns seinen Alltag alleine bewältigt, damit wir unser Studium an guten Unis absolvieren können und mein Freund das spannende Auslandsprojekt seiner Firma nicht ausschlagen musste, will ihr nicht in den Kopf, „Man braucht doch ein Nest ...“ Als ich sie in den Arm nehme, weint Großmutter trotzdem.

„Ich führe eine Fernbeziehung ...“

Interviews und Fotos:
Carmen Mertens



Rebecca, 6. Semester
LAG Physik und Chemie

„... mit meiner besten
Freundin.“

„Wir sind seit der 9. Klasse befreundet. Sie studiert in Vechta. Während des Semesters sehen wir uns eigentlich nie, aber während der Semesterferien – insgesamt etwa viermal im Jahr für ein längeres Wochenende. Wir telefonieren zwei-, dreimal die Woche, ein oder zwei Stunden. Es gibt Momente, in denen sie mir schon sehr fehlt, zum Beispiel, wenn es mir schlecht geht oder ein Thema aktuell ist, bei dem nur sie die Leute kennt. Unser Verhältnis ist aber durch die Entfernung intensiver geworden, vor allem, was Probleme angeht. Natürlich hat man aber nicht mehr so großen Anteil am Leben der Anderen, weil man dann auch viele der Leute nicht kennt. Unsere Freundschaft macht aus, dass wir zusammen durch viele Tiefen gegangen sind und sie auch einmal so richtig auf der Kippe stand. Wir haben das aber überwunden, und die Freundschaft ist seitdem noch fester. Wenn wir in der gleichen Stadt wohnen würden, wäre unsere Freundschaft wahrscheinlich nicht so stark. Wenn man zuviel aufeinander hockt, kann man sich dann auch irgendwann nicht mehr sehen. Ich glaube ganz fest, dass diese Freundschaft auch die nächsten Jahre noch überdauern wird.“



Simone, 6. Semester
Interkulturelle Europa- und
Amerikastudien (IKEAS)

„... mit meiner Familie.“

„Ich komme aus Wuppertal, bin aber seit dem Abi 2002 nicht mehr sehr oft dort. Komischerweise war ich während meiner beiden Frankreich-Semester näher an zu Hause dran als während meiner Zeit hier. Problematischer war das aber zu meiner Zeit in England, direkt nach dem Abi. Dort hatte ich aber gute Freunde, die die Familie etwas ersetzt haben. Früher hatte ich oft Heimweh, aber mittlerweile nicht mehr. Leider verpasst man durch die Entfernung eine Menge vom Familienleben, aber wir telefonieren oft, und gelegentlich kommen meine Eltern auch hier in Halle vorbei. Zu wichtigen Anlässen wie Weihnachten oder an Geburtstagen fahre ich nach Hause, etwa alle drei Monate. Ich wäre aber gern öfter zu Hause. Meine Eltern fehlen mir am meisten. Unser Verhältnis zueinander hat sich aber auf jeden Fall verbessert, da man nicht mehr so sehr aufeinander hockt und die Zeit miteinander intensiver bringt. Wenn ich jetzt nach Spanien gehe, ist das noch mal was anderes, weil mein Bruder schon da ist. Das ist dann ein Stück weit Familie. Wenn ich jetzt allein da wäre, wäre das wirklich noch mal ein großer Schritt.“



Monika, 5. Semester
Soziologie

„... mit meinem Freund.“

„Wir sind seit einem halben Jahr zusammen und hatten von Anfang an eine Fernbeziehung. Er studiert in Aachen. Wir haben uns bisher meist jedes Wochenende gesehen. Ich will jetzt ein Praktikum in Aachen machen und mal schauen, wie es weiter läuft. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass Fernbeziehungen auch über Jahre funktionieren können, meine letzte ist aber nach dreieinhalb Jahren am fehlenden Vertrauen gescheitert, dem Wichtigsten, wenn man eine Fernbeziehung führen will. Allerdings muss ein Ende absehbar sein, denn irgendwann hat man keine Kraft mehr. Die zwei Jahre, die wir beide noch studieren müssen, sind auch das Maximale, was ich mir mit Tobi vorstellen kann. Am Schlimmsten ist nämlich die Sehnsucht. Aber wir telefonieren mindestens einmal am Tag, und auch durch E-Mails oder SMS kann man einiges kompensieren. Manchmal ist es auch beim Treffen komisch, den anderen plötzlich sehen zu können. Das Positive ist natürlich, dass man sich immer wieder von Neuem aufeinander freut und jedes Treffen wie das Erste ist. Je länger man sich nicht gesehen hat, um so intensiver ist das dann auch.“

Schrullige Heimat mit seichten Wiederholungen In „Ortsgespräch“ besucht Florian Illies sein Heimatdorf Schlitz

Zu Schulzeiten war es manchmal besser, seinen Heimatort nicht zu ver-raten, wenn dieser weniger als 5000 Einwohner hatte. Man träumte vom kunterbunten Leben in Großstädten wie Berlin, München oder Köln. Alles andere war öde. Studium und Ausbildung verschleppten dann die besten Freunde nach Berlin, München und Köln. Und plötzlich sehnten sich alle zurück in ihre Provinz und schwärmten den neuen Freunden von saftigen Wiesen und verschrobene Verkäufern vor. So geht es auch Florian Illies, bekannt geworden durch seinen Debütroman „Generation Golf“. In seinem neuen Buch „Ortsgespräch“ besucht er seinen Heimatort Schlitz in Oberhessen.

Man begegnet Tante Do, deren Ofen immer kaputt ist, den Eisenmeister, dessen Schaufensterdekoration nur zwei Gestaltungsvarianten kennt, und erfährt, dass Schlitz einfach keine Uhren braucht. Es gibt hunderte von diesen Geschichten, nur wenige bleiben dabei im Gedächtnis. Am Ende steht immer eine Frage: Warum muss der Eilige der Großstadt der Fortschrittliche sein und nicht der Ruhende der Kleinstadt? Stimmt, denkt man, und erinnert sich an seine wundervolle Heimat

Essen ist Heimat, Heimat ist Essen

Dass das auch gilt, wenn man nicht aus dem Ruhrgebiet stammt, beweist die Flut von Büchern zum Thema. So schwer das Wort Heimatliebe den Deutschen oft im Magen liegt – beim Kochen spätestens genehmigen auch sie sich gerne mal eine ordentliche Portion davon.

Kochen ganz allgemein, aber besonders unter der Überschrift „Regionale Küche“ ist in den letzten Jahren heimlich zur Lieblingsbeschäftigung avanciert. Auch in der Bücherwelt spiegelt sich diese Vorliebe wieder: Kaum ein Prominenter der deutschen Kulturlandschaft konnte in den letzten Jahren der Versuchung widerstehen, seinen guten Geschmack in einem Kochbuch unter Beweis zu stellen.

Von Chef-Literat Günther Grass bis Komödiant Dirk Bach lassen uns viele in ihre Töpfe gucken. Gewürzt wird zu diesen Anlässen meist mit Anekdoten zur Herkunft einer Spezialität und einer Prise Nostalgie. Die Geschmacksnote eines Gerichts, ein regionales Gewürz, ein himmlischer Duft, der einen an Kindheitstage erinnert – aus dieser Mischung lässt sich ein Heimatgefühl synthetisieren, dass man sich, auch als kritischer Deutscher, ohne faden Beigeschmack auf der Zunge zergehen lassen kann. Besonders beliebt sind daher Titel, bei denen Heimatregionen systematisch nach gutem Essen durchforstet werden: „Ostfriesland kocht. Van Pottjekiokers un Pottjeslikkers“ von Hanne Klöver ist so ein Buch. Rustikaler wird es in „Bäuerliche Küche zwischen Hohenlohe und Bauland“, herausgegeben vom Heimat- und Kulturverein



Krautheim. Auch der Klassiker „Kulinarische Reise durch deutsche Lande“ von Hannelore Kohl zeugt vom Versuch der Heimatdefinition übers Kochen. Nun hat der russische Autor Wladimir Kaminer hat sich gemeinsam mit seiner Frau Olga auf die Suche nach den besten Rezepten seiner ehemaligen Heimat gemacht.

In „Küche totalitär“ begleitet man die Kaminers auf 220 sehr unterhaltsamen Seiten durch die Küchen, Imbisse und Restaurants der ehemaligen Sowjetunion. Wladimir Kaminer, der bereits

zurück, in der alles scheinbar perfekt war.

Doch Illies übertreibt seine Beschreibungen. So werden die anfänglich noch lustigen Szenen wegen stetiger Wiederholungen öde. Die Figuren – schrullig, langweilig und verdreht – verlieren schnell an Originalität. Nebenbei übt Illies seichte Gesellschaftskritik, muss eingestehen, dass auch im idyllischen Schlitz große Supermärkte die Tante-Emma-Läden vertrieben haben. Doch alles bleibt dabei oberflächlich, nicht besonders ironisch und manchmal einfach zu speziell. Während man bei „Generation Golf“ noch nicken konnte und dachte, ja, so wars auch bei mir, bleibt dies bei „Ortsgespräch“ aus. „Gut, dass ich nicht in Schlitz aufgewachsen bin“, sagt man immer wieder und denkt dabei versonnen an die eigene Heimat: „Am Wochenende könnte ich mal wieder hinfahren.“

Julia Rauschenbach

Florian Illies, Ortsgespräch, 2006, 208 S.,
Blessing Karl Verlag, 16,95 Euro, ISBN-10: 3-89667-262-2

in früheren Werken die Organisation eines russischen Kochabends schilderte (verschiedene Vorspeisen kaufen, sehr viel Wodka kaufen, viele Leute einladen, laute Musik anmachen, fertig), bohrt diesmal tiefer in der russischen Seele und stößt dabei auf erstaunliche Rezepte. Ehemaligen sowjetischen Republiken widmen die Kaminers je eine Menüfolge. Über Brennnesselsuppe, ein Gericht mit dem rätselhaften Namen „Aschtarakski“, ein mit Rindfleisch gefülltes Huhn mit Glückskeks im Bauch und eine himmlische Dessert-Kreation aus kandierten Walnüssen mit Himbeeren nähert sich der Leser beispielsweise Armenien an. Jedes Menü wird mit Anekdoten über sein Herkunftsrevier gereicht. Wahlberliner Wladimir Kaminer hat dafür bei Sibirien, Georgien und Aserbaidschanern recherchiert, die sich mit den seltsamsten Zubereitungsformen auskennen. Viel weiß er aus seinem eigenen Leben als „Angehöriger der Klasse der faulen Säcke“ in der ehemaligen Sowjetunion zu berichten. „Küche totalitär“ ist außerdem informativ: Dass die Ukraine Deutschland längst den Ruf des Kartoffellandes Nummer eins abgelaufen hat, ist dort zu erfahren. Nach Hering mit Kartoffeln und „Kartoffelweibchen“ tun sich die Ukrainer nämlich gern an Kartoffelsuppe gütlich, weißrussischer Art.

Die Kaminers schonen weder Magen noch Lachmuskeln, wenn sie sich den grotesken Seiten ihrer ehemaligen Heimat zuwenden. Über geschmortes Herz liest man, die Delikatesse Lettlands, und über die Traditionen abgelegener Regionen Europas wie Tartastan, wo man Apfel im Tee schätzt und die langwierige Zubereitung von gekochtem Euter schnell zum Straßenfest ausarten kann. „Küche totalitär“ überzeugt durch eine enorme Bandbreite von Rezepten, deren Zutatenkombinationen einen bereits beim ersten Durchlesen beeindruckt. Aber auch wen weder „Schweinefleisch auf Ural-Art“ noch „Gebratenes Pferd“ und die „Fischrolle das Geheimnis“ zum Kochen verlocken können, wird an diesem Buch Freude haben. Mit „Küche totalitär“ ist eine sehr humorvolle Annäherung an Lebenslust und Kochen in der Sowjetunion gelungen, die unbedingt Hunger auf mehr macht.

Leonie Neumann

Wladimir und Olga Kaminer, Küche Totalitär, 2006, 224 S.,
Manhattan Verlag, 18 Euro, ISBN-10: 3-442-54610-9

Mein Haus, mein Hof, meine Heimat

Die Mitglieder des Vereins „Haushalten e.V.“ konnten den Verfall wunderschöner Gründerzeit-Bauten in Leipzig nicht mehr mitansehen. Seit 2004 kämpfen sie mit einer unkonventionellen Strategie erfolgreich gegen Leerstand und Gammel an. Nun wird sich zeigen, ob auch Halle von dem Modell profitieren kann.

Ein Oktoberabend im Volkspark, 50 Leute haben sich versammelt, und schon vor Beginn der Veranstaltung wird viel gemurmelt. Die Atmosphäre im Saal ist erwartungsvoll. Das Publikum besteht zu 90 Prozent aus Männern, denen man ihren handfesten Eindruck sofort auch schriftlich attestieren würde. Das Thema des Abends: Häuser, an denen mal wieder was getan werden müsste. Einige Holzfällerhemd-Träger scheinen gedanklich schon den Akkuschauber zu zücken. Als Tim Tröger sich und die „Wächterhäuser“ vorstellt, tauchen dann aber doch nur Kugelschreiber aus ihren Taschen auf.

Seit über zwei Jahren arbeitet der Vorsitzende von HausHalten e.V. mit seinen Mitstreitern daran, Gründerzeithäuser in Leipzig vor dem Verfall zu bewahren. Der Verein, 2004 von engagierten Bürgern gegründet, versteht sich als Vermittler zwischen den Hauseigentümern leerstehender Häuser und Leipziguern, die nach kostengünstigem Raum zur Verwirklichung ihrer Ideen suchen. HausHalten e.V. stellt den Kontakt zwischen den Parteien her und regelt Rechte und Pflichten in einer Gestattungsvereinbarung: Diesen Vertrag über fünf bis zehn Jahre schließt der Verein selbst mit einem Eigner ab. Dann sucht er nach passenden Nutzern für das Haus. Diese tragen lediglich die Betriebskosten – Mietkosten entstehen nicht. Im Gegenzug muss man sich als Hauswächter mit Gegebenheiten

wie Etagenlo und Kohleofen arrangieren und bei der Instandsetzung der Innenräume selbst Hand anlegen. Dafür winken Gestaltungsfreiheit und viel Platz.

Von Ratlosen und Tatenlosen

Tim Tröger ist an diesem Abend nicht nur nach Halle gekommen, um von der Arbeit seines Vereins zu berichten. Auch in Halle stellt Leerstand ein großes Problem dar. Jährlich fallen bauhistorisch bedeutsame Bauten dem Verfall zum Opfer. Sie stürzen ein oder müssen abgerissen werden, weil sie die Allgemeinheit gefährden. HausHalten e.V. hat gezeigt, dass es nicht soweit kommen muss. Die Gründung eines Vereins zur Gebäuderettung in Halle durch die Anwesenden steht an. Man will von den Erfahrungen, die in Leipzig gemacht wurden, profitieren. Ein regionales Netzwerk soll außerdem beide Standorte stärken.

In Leipzig arbeiten die Häuser-Retter nach längerer Anlaufphase inzwischen erfolgreich: Sieben von 2500 unsanierten Gebäuden wurden zu sogenannten Wächterhäusern, alles repräsentative Gründerzeit-Objekte im Leipziger Westen. Unterschiedliche Zielgruppen profitieren von den Räumen: Laientheater, Kunstvereine und eine Hilfsorganisation für die Opfer des Agent-Orange-Angriffs auf Vietnam zogen ein. In anderen Räumen öffneten eine Seifensiederei, eine Ping-Pong-Bar und eine Selbsthilfeinitiative für Migranten aus Osteuropa. Der Copy-Shop eines Existenzgründers hat dort ebenfalls ein Zuhause gefunden. Neben kulturellen und gemeinnützigen Initiativen nutzen auch Studenten der Hochschule für Grafik und Buchkunst das Platzangebot, indem sie Ateliers und Ausstellungsräume einrichten.

„Viel Fläche für wenig Geld“ – das ist der Vorteil vom Arbeiten und Leben in einem Wächterhaus. Trotz der simplen Formel passen Leute mit einer reinen Miet-Mentalität nicht ins Konzept. Nach Engagement in Renovierungsdingen sollten neue Hausherren auch langfristig Verantwortungsgefühl für „ihr“ Haus zeigen. Dazu gehört, dass die Schwachstellen eines alternden Gebäudes regelmäßig inspiziert werden. Man schaut nach, ob die Fenster noch schließen und die Ziegel noch auf dem Dach liegen – Fragen, die eigentlich den Hausbesitzer betreffen, als der man sich auch ein bisschen fühlt. In den meisten Fällen ist dieser schon lange nicht mehr da.

In einem von zwanzig Fällen hat man in Leipzig Erfolg bei der Ermittlung der Eigentümer avisierten Objekte. Findet man ihn – etwa in einer GbR in Westdeutschland, in Südamerika oder sonstwo – machen Geduld und ein behutsamer Kommunikationsstil weiteren Erfolg aus. „Ratlose Eigentümer“ nennt Herr Tröger Leute, die ihr Gründerzeit-Juwel bröckelnd zurückgelassen haben. Ein schlechtes Gewissen haben sie oft – fehlen dagegen tut ihnen meist das Geld für eine Sanierung.

Der neue Kulturverein nebenan

Als Wächterhäuser kriegen Gebäude, die aufgrund von Standortnachteilen wie quiet-schenden Straßenbahnen vor der Tür für eine klassische Sanierung durch einen Investor kaum in Frage kommen, eine letzte Chance. Wiederbelebt können sie ihre Reize entfalten und – so das langfristige Ziel vom Vermittler HausHalten e.V. – von den neuen Nutzern auch in Zukunft gepflegt werden, mit etwas Glück sogar ganz ohne Verein und Programm, quasi als Mietshaus in die freie Wildbahn zurück entlassen.

Gegenden wieder zu beleben, in denen kaum noch jemand lebt, ist ein erklärtes Ziel der Hauswächter. „Erstansiedlung“ lautet das Stichwort: Man hofft nicht nur auf Folgeansiedlungen, sondern auch auf Besucher in den verwaisten Straßenzügen, deren Aufmerksamkeit die historische Bebauung wecken könnte.

Von den Wächterhäusern haben viele Seiten etwas: Liebhaber der Gründerzeitarchitektur freuen sich über ihre Erhaltung, Eigentümer sich über eine unverhoffte Chance für ihren Besitz. Vereine, Initiativen aller Art, Künstler und Existenzgründer dagegen schätzen großzügige Schnitte und die inspirierende Atmosphäre in Altbauten. Wenn aus grauen Fassaden abends wieder Licht strahlt, wenn Vernissagen und Theater in die Nachbarschaft rücken und eine bunte Mischung engagierter Leute da ein und ausgeht, wo vorher allenfalls mal eine Ratte entlang huschte, profitiert der gesamte Stadtteil.

Der Erfolg des Konzepts zeigt sich nicht nur am Wachstum des Leipziger Vereins und immer neuen Wächterhäusern, sondern auch in der zunehmenden öffentlichen Aufmerksamkeit für die Problematik verfallender Gründerzeitgebäude.

Ob Schrumpfen wirklich gesund ist?

Diese Entwicklung beobachten auch Chemnitz, Döbeln und Görlitz aufmerksam. Langfristig will der Leipziger Verein sein Know-how an sie und viele andere weitergeben – schrumpfende Städte sind in Zeiten des demographischen Wandels ja auch längst kein rein ostdeutsches Problem mehr, schaut man nach Duisburg, Bremen oder Kassel. Halle greift das Leipziger Modell nun auf: Am Abend des 8. Oktober 2006 riefen im



Illustration: Saskia Moser

Volkspark schließlich siebzehn Tatkräftige HausHalten Halle e.V. ins Leben. Ein Vereinsstatut ist verfasst, erste potentielle Wächterhäuser in Halle identifiziert. Auch mit der Halleschen Wohnungsbaugesellschaft (HWG) wurden bereits Verhandlungen über einige Häuser aufgenommen.

Es muss sich noch zeigen, ob sich die Strategie der Leipziger auch an der Saale bewährt. Tatsächlich ist die Problematik des Leerstands in Halle nur auf den ersten Blick mit der in Leipzig vergleichbar: Während die große Schwester als Hochburg deutschen Gründerzeit-Stils gilt, ist Halles Stadtstruktur gemischt. Viel heute Baufälliges ist wesentlich älter und unterliegt strengeren Denkmalschutzauflagen. Fachwerk-Konstruktionen verfallen anders als Gründerzeit-Mauerwerk. Viele Häuser in Halle stehen mittlerweile schon lange Zeit leer, weil seit den 1960ern kontinuierlich Hallenser von der Innenstadt nach Halle-Neustadt oder in eines der anderen Plattenbauquartiere, für die Halle berühmt ist, umgesiedelt wurden.

Der junge hallesche Verein wartet zur Zeit darauf, dass die Stadtverwaltung ihre Unterstützung zusagt, so wie es in Leipzig der Fall war: Sanitäre und elektrische Grundinstallationen sowie grundlegende Sicherungsmaßnahmen am Bauwerk wurden dort über einen städtischen Sicherungsfonds geleistet, bevor neue Hauswächter mit Hammer und Pinsel in Aktion traten. HausHalten Halle e.V. hofft auf eine gute Kooperation mit der Stadtverwaltung. Schließlich hat der Leerstand ein gravierendes Ausmaß: Seit der Wende hat Halle fast so viele Einwohner verloren wie Leipzig, 80.000 hier zu 100.000 dort. Während sich die Zahl der verbliebenen Leipziger seit 2001 jedoch auf einer halben Million stabilisiert hat, wird für Halle aufgrund seiner prekären

Wirtschafts- und Arbeitsmarktsituation ein weiterer Verlust von 45.000 Einwohnern bis zum Jahr 2020 prognostiziert – nur noch 190.000 leben dann hier.

Heimat ist das, was man draus macht

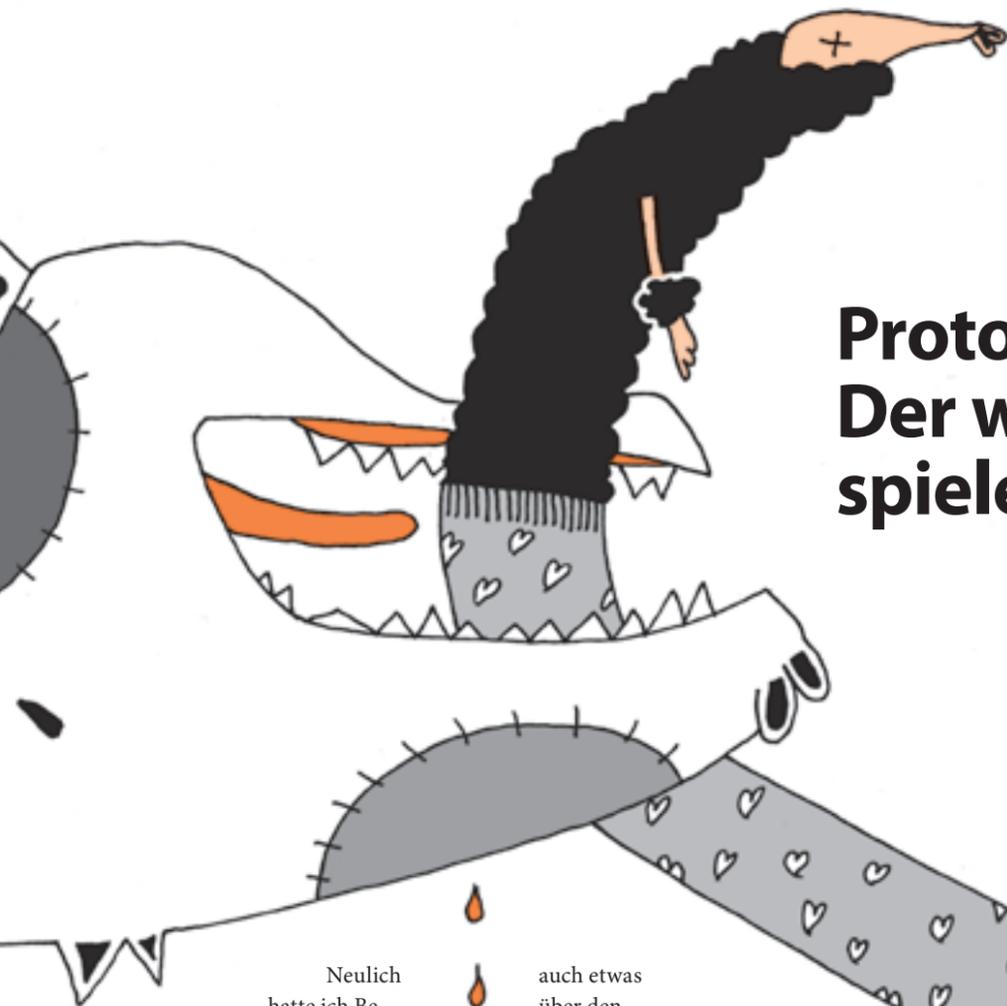
Vor diesem Hintergrund erscheint es um so wichtiger, im Kernbereich der hallischen Altstadt enger zusammenzurücken, um keine allzu große Leere aufkommen zu lassen. Die Wiederherstellung attraktiver Altbauten im Innenstadtbereich und unkonventionelle Nutzungsideen können maßgeblich dazu beitragen, eine nachhaltige Stadtentwicklung in Halle voranzubringen.

Mit 20 000 Studenten, vielen ortsansässigen Künstlern und Handwerkern fehlt es Halle jedenfalls nicht an vielversprechendem Potential dafür. Die Ungewissheit darüber, welches Gesicht ihre Stadt in zehn Jahren zeigen wird, verursacht bei vielen Hallensern ein mulmiges Gefühl. HausHalten Halle e.V. könnte zeigen, dass die Veränderung der Heimat nicht automatisch ihren Verlust bedeutet – wenn man die Chance ergreift, sie so zu verändern, dass man sich auch morgen noch mit ihr identifizieren möchte.

Leonie Neumann

HausHalten e.V.:
Demmeringstraße 21, 04177 Leipzig,
www.haushalten.org,
e-mail: info@haushalten.org

HausHalten Halle e.V.:
<http://oligoform.de/haushalten/verein/>



Prototyp Halle: Der will doch nur spielen

Neulich hatte ich Besuch. Der erwies sich als begeisterungsfähig für Stadtgeschichte. Stirnrunzelnd stellte er dann die besuchsmäßigste aller Fragen, die man zu Halle stellen kann: Wann denn die Türken hier gewesen seien? Zugegebenermaßen, der Schluss, Türken müssten hier gewesen sein, drängt sich beim Anblick des hallischen Wappens auf. Türken, erklärte ich, seien da nicht im Spiel gewesen, die gäbe es hier selten, eher schon Salzkristalle, denn mit denen verhalte es sich umgekehrt. Sicher wissen tue man allerdings auch das nicht. Das sei aber seltsam, stellte der Besuch fest, dass eine Stadt die Bedeutung ihres eigenen Wappens vergisst. Hätten die sich nicht für so einen Sterneschnickschnack entschieden, sondern für ein ordentliches heraldisches Motiv, Wappentier etwa, wie alle anderen Städte auch, wäre das wohl kaum passiert.

Damit hatte der Besuch nicht unrecht. Hübsch sind sie ja, die Himmelskörper. Aber auch ein bisschen starr für eine lebhaftere Stadt voller Studenten. Ein Wappenmotiv sagt ja

auch etwas über den Charakter eines Orts aus, kreierte eine Erwartungshaltung. Vielleicht passt ein Tier wirklich besser zum dynamischen Halle, in dem die Baustellen zirkulieren und es die unübersichtlichsten vietnamesischen Geschenkartikelläden außerhalb Vietnams gibt. Wappentier statt kosmischem Einklang – warum nicht. Vielleicht ein Löwe? Mal sehen: „Königlichkeit“, sagt das Lexikon dazu. Naja, bisschen altmodisch. Adler? – „Unsterblichkeit und Weitblick“? Wünscht man Halle beides, nur haben da natürlich schon andere die Hand drauf, müsste man sich also teilen mit Frankfurt am Main, Lübeck und Polen. In Ermangelung größerer transatlantischer Flughäfen, eines Hansestadt-Status und zweier populistischer Brüder kann Halle in dieser Liga aber wohl kaum mitspielen. Bär wär noch. Hmmm, Problembär, Stoiber, Berlin – auch nicht so gut. Wenn die Klassiker es nicht bringen, dann vielleicht etwas Exotisches? Einhorn, Zyklop, Drache ... Es muss doch ein Wesen geben, das Halle repräsentieren kann!

Mal sehen, was an einem gewöhnlichen Tag in Halle an Tieren so zu finden ist. Leipziger Straße: Tauben. Tauben? Zu gewöhnlich! Die gibt es ja nun überall. Alter Markt: Esel. Aber der ist nicht echt, das zählt irgendwie nicht. Da, jetzt hab ich es! Schau mal, gleich drei Stück auf einmal! Und quicklebendig sind sie, die Kampfhunde. So lebendig, dass ich gleich mal spontan die Straßenseite wechselte. Warum sich Leute wohl so hässliche Hunde kaufen? Noch dazu welche, die ohne Sinn und Verstand an ihrer Leine zerren und sich dabei fast strangulieren? Schön sind sie ja nun überhaupt nicht, die Kampfhunde. Ihre winzigen Augen, die geifernden, fleischig-rosa Mäuler, diese überzüchtete Muskulatur, das alles sieht in Kombination ziemlich böse aus – soll es ja wohl auch. Die Tiere können natürlich nichts dafür – Herrchen und

Frauchen kann man sich schließlich nicht aussuchen. Schlimm genug, dass die Besitzer sie wohl seltener aus Tierliebe halten als aus Angeberei – das Ergebnis kann man in Halle täglich erleben. Zugegebenermaßen halte ich Hunde generell für dubiose Charaktere und kann sie in punkto Gefährlichkeit deswegen schwer einschätzen. Als Kind fürchtete ich mich prophylaktisch gleich vor allen, sogar vor Tantes Pudel. Der hieß Pünktchen, und sein Name war Programm: Er war ziemlich unterirdisch und verbrachte seine Zeit unter Stühlen schlafend. Trotzdem hatte ich ein angeborenes Misstrauen ihm gegenüber. Er hatte diese vielen spitzen Zähne und roch komisch. Außerdem war er schwarz. Inzwischen weiß ich natürlich, dass zahnärztlicher Befund und Fellfärbung nichts über den Charakter eines Tieres aussagen.

Aus vernünftiger Erwachsenen-Sicht heraus war Pünktchen wahrscheinlich winzig. So fühle ich mich übrigens ab und an auch – angesichts der vielen Kampfhunde, die, an selten seriös aussehenden Besitzern zerrend, Halle unsicher machen. Angst habe ich auch, weil gerade das Schicksal der Pudeldame Pünktchen mich eindrücklich gelehrt hat, wozu friedliches Winzigsein führen kann: Pünktchen starb keines natürlichen Todes, sie wurde gefressen, vollkommen unerwartet, beim Gassigehen, von einer Dogge.

Vielleicht ist ja ein drastischer, mittlerweile historischer Pudelüberschuss die Erklärung für die hallische Kampfhundschwemme unserer Zeit ...

Kein Spaziergang vergeht, ohne dass man einem ausweicht. Gruselig, wie sie einen Zähne fletschend ins Visier nehmen. Noch gruseliger ist aber oft ein Blick auf den Besitzer. Ungeniert bindet der seinen Vierbeiner vorm überfüllten Supermarkt an, zwischen Fahrradständer und Kinderwagen. Ohne Maulkorb, versteht sich. Ärger darüber, dass man, sich nicht mehr an sein Fahrrad heran traugend, auf „Herrchen“ warten muss und „Hundi“ dabei zugucken, wie es aus Langeweile heraus mit seinen Reißzähnen

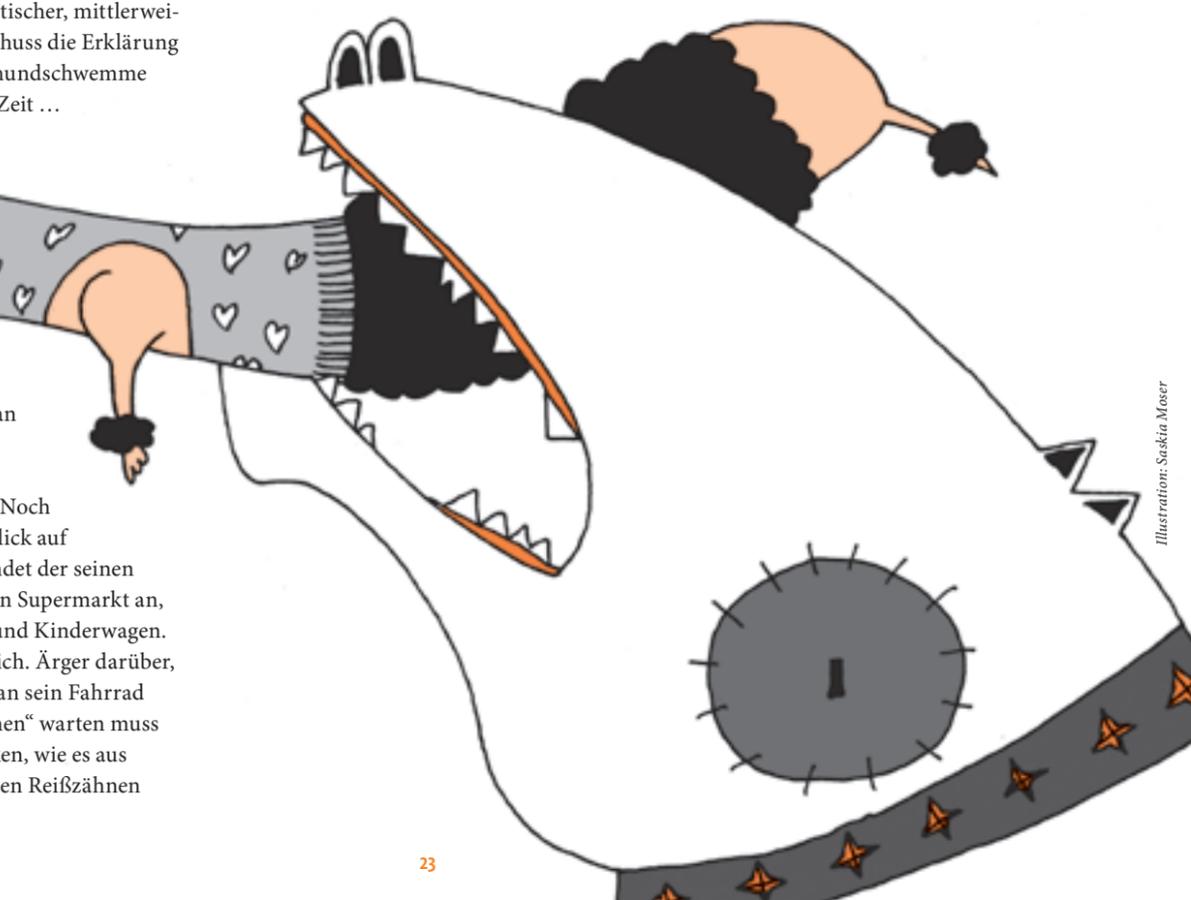
den Reifen des Vorderrads perforiert, wird mit einem legeren „Aber der will doch nur spielen“ abgetan. Spielen? Was denn bitte? Zerberus? Dem Kampfhund wünscht man eins auf die Nase und eine Maulsperre – genauso dem Besitzer, der sich, selbstzufrieden über den Auftritt seines „coolen“ Haustiers, einen dezent in Schriftgröße 2500 mit „Pit Bull Germany“ beschrifteten Sweater lässig über die Schulter wirft. Zischend öffnet er sich – Leine mal kurz lose um den linken Zeigefinger, hängt ja nur ein geifernder Kampfhund dran – dazu noch eine Dose Pils. Eine Mutter, Kleinkind an der Hand, steuert auf uns zu und weicht entsetzt aus, als das Tier in ihre Richtung schwenkt. Das Kind heult. Na dann, Prost!

Maulkorbpflicht, so etwas gäbe es nicht in Sachsen-Anhalt, klärt mich mein neuer Kumpel fachmännisch auf. Bundesweit ja, aber glücklicherweise sei in Halle erfolgreich dagegen geklagt worden. Die armen Hunde seien ja frustriert mit so einem Maulkorb im Gesicht. Ob man einem solchen Typ wohl klar machen kann, dass frustrierend vor allem ist, wenn man sich in Halle fast täglich minderbemittelten Kontrollfreaks ausgesetzt fühlt, die sich ohne ihren wutschnaubenden American Staffordshire Terrier, den mit Absicht schlecht erzogenen Dogo Argentino, Kaukasischen

Owtscharka oder was auch immer an der Leine unvollständig fühlen? Warum ausgerechnet in Halle so viele auf dem Egotrip Befindliche einen gefährlichen Hund als passende Würze ihres mittelmäßigen Alltags ansehen, ist mir schleierhaft. Wie abgestumpft muss man sein, um sich darüber freuen zu können, Mitmenschen zu ängstigen, indem man einen Hund in die Innenstadt führt, für dessen Ausdauer ein ganzer Hektar Wald noch zu klein ist? Wer seinen Hund liebt, nimmt ihn nicht mit in den Kaufhof!

Ja, so aggressiv wie ihre Besitzer hier den öffentlichen Raum okkupieren, wäre es durchaus angemessen, einem Kampfhund den Platz im Stadtwappen von Halle zu räumen. Ich würde mir auch sofort eines kaufen, vorausgesetzt, dass es groß und sehr schwer ist – man weiß ja nie, wann der nächste Kampfhund mit einem „spielen“ will.

Leonie Neumann



Von Rechtsverkehr und Fehlverhalten

Ein Interview mit dem Freund und Helfer

Der Frühling schickt pünktlich zum Semesterbeginn warme Temperaturen, so dass sich auch die Frostbeulen unter den Studenten nun wieder aufs Rad schwingen.

Da aber die Verkehrsführung in Halle nicht immer so einfach ist und die letzte Stunde in Verkehrserziehung bei den meisten schon einige Jahre zurückliegt, hat Nadja Hagen sich für euch schlaue gemacht und mit Herrn Schneider, Ermittlungsgruppenleiter Revier Mitte, Sachgebiet Verkehr, gesprochen: Wie ist das mit den Rechten und Pflichten des Fahrradfahrers?

In Halles Innenstadt ist die Verkehrsführung ja nicht so einfach. Und nun im Frühjahr kommen auch noch die Radfahrer wieder verstärkt dazu. Da entstehen einige Konflikte zwischen Auto- und Radfahrern sowie Fußgängern. Wie schätzen Sie die Problemlage ein?

Nun, es ist so: Probleme entstehen immer dann, wenn Verkehrsteilnehmer sich nicht an festgelegte Regeln halten. Der Gesetzgeber hat sich bei den Regelungen mit Sicherheit etwas gedacht. Zusammenleben heißt Normen achten und einhalten; wenn jeder macht, was er will, kommt es zu Problemen, im konkreten Fall zu Unfällen. In einer Stadt wie Halle sind im Straßenverkehr Charaktereigenschaften wie Ungeduld, Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit oder Rücksichtslosigkeit oft die Ursache für Fehlverhalten.

Gibt es Unfallschwerpunkte?

Im Revier Halle Mitte ist der absolute Unfallschwerpunkt, was Unfälle mit Fahrrädern betrifft, die Kreuzung Große Steinstraße/Joliot-Curie-Platz. Im letzten Jahr hatten wir hier acht größere Unfälle zwischen einem Radfahrer und einem PKW. Der Sachschaden ist dabei nicht das Problem, aber der Personenschaden. Ein Großteil der Unfallopfer hatte schwere Körperverletzungen. Dabei sind die Radfahrer meistens schuld, denn sie beachten mit Absicht das Zeichen Ziffer 267 (*Verbot der Einfahrt, Anm. d. Red.*) bewusst nicht, um den Weg abzukürzen. Die Folge sind dann häufig Unfälle, weil der Autofahrer nicht erwartet, dass aus einer gesperrten Straße ein Radfahrer kommt. Trotzdem hat der Autofahrer Schuld, denn er hat die Vorfahrt missachtet – auch wenn der Radfahrer eigentlich keine hatte. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Leipziger Straße. Hier ist Radfahren zwischen acht und zwanzig Uhr verboten, doch das interessiert einen Großteil nicht. Und weil die dann da fast mit Tempo 30 durchfahren, hat es auch hier schon einige Unfälle mit Fußgängern gegeben.

Zeigen Sie an diesen Orten dann häufiger Präsenz?

Die Leipziger Straße wird durch die Citywache überwacht, die dann eben auch Radfahrer anhält. Aber sowohl hier als auch zum Beispiel an der Großen Steinstraße könnte mehr Präsenz gezeigt werden. Da aber auch bei der Polizei ohne Ende abgebaut wird, fehlt es hier, wie überall, an Personal.

Um den Autoverkehr besser zu regeln, gibt es viele Einbahnstraßen. Häufig müssen auch Radfahrer diese „Umwege“ fahren. Aber warum ist es Radfahrern zum Beispiel nicht erlaubt, die Große Steinstraße von oben zu befahren?

Es hat ja Gründe, warum man Straßen zu Einbahnstraßen erklärt. Gerade in einer so alten Stadt wie Halle sind die Straßen in der Innenstadt nicht für ein so hohes Verkehrsaufkommen gebaut. Um den

Verkehr flüssig zu halten, gibt es Einbahnstraßen. Die dürfen nur dann entgegengesetzt befahren werden, wenn das ausdrücklich ausgeschildert ist. Voraussetzung ist eine Einbahnstraße mit geringer Verkehrsbelastung, eine zulässige Höchstgeschwindigkeit von höchstens 30 km/h, und es muss ein Zusatzschild angebracht sein. In der Großen Steinstraße ist das Fahren entgegengesetzt zur Einbahnstraße schon deshalb nicht gestattet, weil dort 50 km/h erlaubt sind. Wenn Radfahrer dort unbedingt langwollen, müssen sie absteigen und schieben. Das darf man dann sogar auf dem Fußweg.

Verbotene Alternative zu löchrigen Pflasterstraßen ist oft das Befahren des Gehwegs. Wie viel kostet es, dabei erwischt zu werden, und wo sollen Radfahrer sonst lang fahren?

Das Problem mit schlechten Straßen kann leider auch nicht von der Polizei gelöst werden. Auf dem Gehweg fahren ist jedoch nach dem Gesetz klar verboten. Wenn also kein Radweg da ist, dann bleibt nur die Straße. Wem das zu stressig ist, der muss eben schieben.

Was gehört überhaupt zu einem verkehrssicheren Fahrrad?

Also laut Gesetz gehören zu einem verkehrssicheren Fahrrad:

1. Zwei unabhängig wirkende Bremsen,
2. ein weißer Scheinwerfer vorne, zusammen mit
3. einem weißer Reflektor,
4. ein Rücklicht hinten rot mit Reflektor und
5. ebenfalls hinten ein roter Großflächen-Rückstrahler,
6. außerdem Speichenreflektoren, je um 180 Grad versetzt, oder weiße reflektierende Streifen am Reifen und
7. Pedalrückstrahler.
8. Nicht zu vergessen: eine hell tönende Glocke.

Für Rennräder mit weniger als 11 kg gelten andere Vorschriften, aber die sind ja, denke ich, eher nicht die Norm in Halle.

Darf man eigentlich alle Lampen benutzen?

Prinzipiell eigentlich ja. Es darf ein Dynamo oder eine batteriebetriebene Lampe verwendet werden.

Muss man auch bei einer Tageskontrolle funktionierendes Licht nachweisen? Warum und was ist, wenn nicht?

Die lichttechnischen Einrichtungen müssen immer vorschriftsmäßig und fest angebracht sein – also auch am Tag – obwohl das eine provokante Frage ist. Ich als Polizist bin nicht befugt, Vorschriften in Frage zu stellen, das dürfen nur Politiker und Studenten. Aber mal Klartext: Polizisten sind befugt, Fahrräder zu kontrollieren – auch auf funktionierendes Licht am Tag. Dass das allerdings ein Polizist macht, davon habe ich persönlich noch nichts gehört. Da müssen Sie ihn dann schon wirklich provozieren, glaube ich.

Wo darf man laut Gesetz Räder abstellen und wo nicht?

Soweit ich weiß, gibt es keine gesetzlichen Regelungen dazu. Räder sollten dort abgestellt werden, wo sie sicher sind und niemanden behindern. Haus- und Geschäftseigentümer sind berechtigt, das Abstellen von Rädern an Hauswänden usw. zu verbieten.

Selbst wenn man das Rad richtig abschließt, kann es passieren, dass es auf einmal weg ist. Wie viele Räder werden denn in Halle im Durchschnitt geklaut?

Das lässt sich natürlich schwer sagen und ich muss zugeben, dass ich da auch erst mal nachsehen muss. Also im Polizeirevier Mitte (Anm. d. Red.: zuständig für die Innenstadt) sind im letzten Jahr ca. 600 Diebstähle angezeigt wurden. Dabei sind es oft Studenten, die, das muss ich jetzt hier mal so sagen, den Diebstahl in gewisser Weise vortäuschen. Sie wissen nämlich, dass die Versicherung nur zahlt, wenn das Fahrrad angeschlossen war, und das ist eben in den meisten Fällen nicht so gewesen. Trotzdem wird es hier als gestohlen gemeldet, damit der Versicherungsbetrag eingefordert werden kann.

Wie sind die Chancen, dass das Rad dann wieder gefunden wird?

Das kommt darauf an. Jedes Fahrrad mit Codierung kann in Fahndung gegeben werden. Ohne Nummer ist die Chance, es wieder zu finden, gleich null, das wäre reiner Zufall. Allerdings, nun ja, sollte nicht gerade in einem bestimmten Gebiet eine Häufung von Diebstählen auftreten, spielt das Thema „Fahrraddiebstahl“ bei der Morgeneinweisung eigentlich keine große Rolle. Da gibt es einfach Wichtigeres.

Nun, abschließend noch eine letzte Frage: Fahren Sie selber Rad?

Sicher, zwar viel zu wenig, aber naja.

Vielen Dank!

Das Interview führte Nadja Hagen
Illustration: Lenonie Neumann

Bußgeldkatalog Fahrrad:

Rad fahren in der Leipziger Straße: je nach Geschwindigkeit bei Unfall:	bis zu 20 Euro 30 Euro
Ohne Licht fahren:	10 Euro
Ein Mobiltelefon aufgenommen oder gehalten:	15 Euro
Rotlicht missachtet:	25 Euro
Radweg nicht benutzt:	15 Euro
Den Radweg in nicht zugelassene Richtung befahren:	15 Euro
Auf dem Gehweg fahren:	bis zu 30 Euro
Entgegengesetzt in eine Einbahnstraße fahren:	15 Euro
Als Radfahrer nebeneinander gefahren und andere behindert:	15 Euro

Vom Sockenfresserchen

Bei uns in der Wohnung geistert schon lange etwas herum. Lange Zeit haben wir die Problematik verkannt, doch immer wieder sind wir liebevoll auf die Anwesenheit von etwas aufmerksam gemacht worden, dass das eine oder andere Kleidungsstück verschwinden lassen kann – spurlos.

Zuerst haben alle gedacht, dass es bestimmt ganz gedankenlos irgendjemand einfach vom Wäscheständer genommen und sich angeeignet hat. Diverse Nachfragen ergaben das Gegenteil. Alle suchten etwas, angefangen von Socken über Unterhosen bis zu T-Shirts.

Dann haben wir vermutet, dass vielleicht einer unserer zahlreichen Besucher mal aus Versehen ein oder zwei Teile mitgenommen hat. Aber nachdem auch meine einem wissenschaftlichen Studium förnenden Mitbewohner zugeben mussten, dass die rationalen Erklärungsmuster erschöpft waren, begannen wir, das Phänomen zu beobachten. Dabei war folgendes festzustellen: Es verschwanden eigentlich nur kleine Teile, und zwar am meisten Socken. Alles verschwand auf dem Weg zwischen Wäschekorb und Wäschetrockner. Wenn lange niemand gewaschen hatte, verschwanden auch schon mal größere Teile. Aufgrund dieser Beobachtungen haben wir geschlussfolgert, dass es sich nur um ein kleines gefräßiges Monster handeln kann.

Wir vermuten, dass es in der Waschmaschine wohnt und den Schleudergang am liebsten mag. Da das Monster mit Vorliebe Socken verspeist, haben wir es das Sockenfresserchen getauft. Jetzt müssen wir nur noch herausbekommen, wie wir diesen Gast erst aus unserer Waschmaschine und dann aus unserer Wohnung bekommen – und das möglichst, bevor es mit seinem dicken Sockenbauch den Wasserabfluss verstopft. Helfende Hinweise werden dankbar angenommen.

Nadja Hagen

Raucherecke ohne Tulpen

„Eine Zigarette lang. Kein Hollaender-Abend“ im Neuen Theater

Die Bühne ist leer, und das im wahrsten Wortsinne. Transparenter schwarzer Stoff schafft die Illusion von Wänden. Einzig auffallend ist das Klavier, das am Rand steht und an dem Jörg Leistner die Musik für den Abend erschafft.

Eine Frau (Elke Richter) stolpert von einer Party in den kleinen Bühnenraum. Sie sieht gut aus für ihr Alter und ist sehr gut gekleidet. Während sie hektisch raucht, erzählt sie von ihrem Leben. Sie und die Kinder sind von dem Mann verlassen worden, für den sie ihr altes Leben aufgegeben hatte. Denn „vor Howard hab ich nie etwas gefühlt“, so sagt sie. Und zieht an der Zigarette. Sie setzt fort: „Wir lieben uns jeden Tag“. Aber diese Liebe scheint brüchig, genau wie ihr restliches Leben. Durch Projektionen auf den Wänden erleben wir ihre Kindheit und sehen den Entwurf für die Zukunft. Scheinbar verrückt sitzt sie im Rollstuhl und gibt Lebensweisheiten von sich. Die Angst vor Alter und Einsamkeit lässt sich nicht leugnen. Alleinsein scheint das Schlimmste für sie zu sein und deswegen muss sie ihren Mann auch unbedingt behalten. „Einige wenige passen zu vielen, die meisten passen zu niemandem.“ Wer sind die meisten? Den Zuschauer beschleicht das Gefühl, dass das jeder sein kann. Auch man selbst.

Und während diese Frau die Bühne in einen Beichtstuhl verwandelt und von sich redet, dem Zuschauer ungewollten Eindruck in die Intimitäten ihres Lebens gibt, raucht sie. Die Zigarette ist ihr Halt, ihre Stütze, vielleicht die einzige. Und mit jedem bisschen Asche, das sie

verliert, geht ein weiteres Stück Lebensenergie. Energie, die ihre Konkurrentin (Nancy Fischer) noch hat. Jung ist die und ihr so ähnlich, dass das Publikum unwillkürlich fürchtet, deren Zukunft schon zu ahnen. Am Ende macht die Frau die Zigarette aus, geht zurück zur Feier und lässt den Zuschauer mit den Splittern ihres Lebens sitzen. Man hat das Bedürfnis, tief durchzuatmen – und Fragen zu stellen.

Nadja Hagen



Fotos: Neues Theater

Regie: Falk Rockstroh

Nächste Termine: 25. April, 20.30 Uhr

„Wohl bekomm's!“

Kabale und Liebe“ im Neuen Theater

Eine süße Verlockung geht von der Limonade aus. Sie ist Anfang und Ende einer aussichtslosen Beziehung. Luise und Ferdinand lieben sich. Alles könnte so einfach sein, wären sie nicht unterschiedlicher Herkunft. Die schöne Bürgertochter und der Präsidentensohn sollen, so haben es die jeweiligen Familien beschlossen, beide anderweitig verheiratet werden. Um diesen Plan durchzusetzen, greift der Präsident zu einer bössartigen Intrige.

Die Handlung von Schillers bürgerlichem Trauerspiel „Kabale und Liebe“ ist den meisten wohl bekannt. Mehr ist auch nicht nötig, denn Regisseur Enrico Lübbe

nen. So bleibt der Klassiker authentisch und wirkt trotzdem nicht angestaubt. Das ist allerdings auch der Leistung der Schauspieler zu verdanken. Durch ihr leidenschaftliches Spiel entsteht ein starker Kontrast zum sehr kühlen, metallenen Bühnenbild, dessen Neonröhrenbeleuchtung anfangs leichte Skepsis hervorruft.

Natascha Marmier als Luise nimmt man sowohl die aufgeregte Verliebtheit ab als auch die Vaterliebe, die sie ein so leichtes, aber eindrucksvolles Opfer der höfischen Intrigen werden lässt. Der Präsident versteckt hinter seinem Nadelstreifenanzug einen höchst gerissenen Charakter, und Peer-Uwe Teeska bringt das beängstigend gut zum Ausdruck. Besonders beeindruckend sind die Streitgespräche mit seinem Sohn, woran natürlich auch Yves Hinrich als selbiger einen großen Anteil hat. Er gibt dem Ferdinand so eine Leidenschaft, so ein inneres Feuer, dass man auch als Zuschauer brennt. Für die Liebe. Und die Wahrheit.

Unglaublich eindrucksvoll durch ihre klare Art ist auch Lady Milford, gespielt von Danne Hoffmann. Als sie beschließt, den Hof zu verlassen, um der Liebe von Ferdinand und Luise eine Chance zu geben, zieht sie ihre hochhackigen Schuhe aus. Sie verweigert sich den höfischen Spielchen. Und dann ist da noch Wurm, der Sekretär des Präsidenten. Peter W. Bachmann hat es geschafft, diesen Namen mit Leben zu erfüllen, ihn spielerisch völlig auszuformen. Es wird einem ganz schlecht beim Hinsehen, von soviel Schmeichelei und Anbiedererei, mit der er versucht, Luise zu bekommen. Kein Mittel bleibt ungenutzt. Für die Liebenden bleibt nur noch ein Ausweg: ein anderes Leben. Die Limonade ist der Schlüssel zum Glück. Wohl bekomm's!

Nadja Hagen

Regie: Enrico Lübbe



Fotos: Neues Theater

hat es wunderbar verstanden, alten Text mit neuen Bildern zu ver-

Fluch der Karibik am Mittelmeer

„Mar i Cel. Der Himmel und das Meer“ im Opernhaus

Auf dem Mittelmeer im Jahre 1629. Nach der Vertreibung der Muslime aus Spanien 20 Jahre zuvor haben nun muslimische Piraten die Familie des Vizekönigs von Valencia gefangen genommen.

Die Inszenierung von Hartmut Forche lebt vom imposanten Bühnenbild. Nichts Geringeres als ein ganzes Schiff hat er sich von Michael Zimmermann auf die Bühne stellen lassen – und das bewegt sich auch noch permanent.

Zwischen der schönen Königstochter und dem strengen Kapitän entwickelt sich eine Liebesgeschichte bei der Sahid feststellt, dass sein Herz Allah und einer Christin gehören kann. Gegen alle Hindernisse der Umwelt wollen die beiden ihre Liebe durchsetzen und retten sie, indem sie in den Tod gehen. Doch ein Wiedersehen ist nah, in der Unendlichkeit zwischen Himmel und Meer.

Neben bestaunenswerten Männern in Strumpfhosen und kräftigen Piratenoberkörpern bewirken vor allem die gesanglichen Leistungen der Darsteller, dass der Zuschauer

verzaubert wird. Geradezu Gänsehaut auslösend sind die Duette zwischen Blanca (Sara Fonseca) und Said (Jan Amman). Für Auflockerung mit frechen Sprüchen sorgt da Idriss, der Schiffsjunge, gespielt von Uta Jacobi. Ebenfalls sehr gut umgesetzt ist die Erinnerungssequenz von Said, in der seine Mutter (Anke Berndt) ausdrucksstark dem Leiden der vertriebenen Muslime eine Stimme verleiht.

Ein kleiner Wermutstropfen ist ausgerechnet die Sprache. Denn das Musical ist auf deutsch. Die Texte wirken manchmal etwas holprig übersetzt und sind aufgrund technischer Probleme teilweise schlecht zu verstehen.

Das spanische Musical erlebt am hallischen Opernhaus eine Deutschlandpremiere. Dafür wurde es auch Zeit. Die Aufführung kann sich durchaus ebenbürtig mit Geschichten wie „My Fair Lady“ oder „West Side Story“ zeigen. Insgesamt eine leichte Kost, der es an Tiefgang nicht fehlt.

Nadja Hagen



Fotos: Gerd Kiermeyer, Opernhaus Halle

3 x die „Blätter“ und einmal die ganze Welt

www.blaetter.de



■ **Ja**, ich möchte die „Blätter“ kennenlernen und bestelle die Zeitschrift für 3 Monate zum Probelesen plus den Globalisierungs-Reader „Der Sound des Sachzwangs“ für zusammen nur 20 Euro.

Bestellungen: Blätter Verlag, PF 540246, 10042 Berlin, unter www.blaetter.de, oder per E-Mail an abo@blaetter.de.

Vogel-Perspektive

„Die Möwe“ im Neuen Theater



Fotos: Neues Theater

Ein Theaterstück, in dem es um Theaterstücke und Schauspieler geht, das ist wissenschaftlich betrachtet ein selbstreflexives Stück, ein Meta-Stück. Man kann aber auch einfach sagen: es ist ein Stück über die Theatermenschen aus der Vogelperspektive. Man betrach-

tet sie von oben und beobachtet ihr manchmal seltsam anmutendes Verhalten. Und genau so kommt es einem vor, wenn man bei Christoph Werners Inszenierung von „Die Möwe“ diese Bühne vor sich sieht.

Es gibt zwölf Kabinen, die im Halbrund nebeneinander stehen, und in zehn davon sitzen ganz einsam und allein Menschen. In den anderen zwei versteckt sich ein Klavier, an dem Tobias Rank ganz wunderbar musikalisch den Abend begleitet.

Die Kabinen sind ein stark eingrenzender Raum für die Schauspieler. Auch die Kommunikation übers Telefon wirkt sehr künstlich und unsozial. Ist der Mensch wirklich so? Die Telefonate sind leider teilweise schlecht zu verstehen. Ob das den gestörten Kommunikationsprozess darstellen soll, sei dahingestellt. Aber die wichtigen Sachen, die Liebeserklärungen, die finden dann doch auf offener Bühne statt. Denn, wie die schauspielambitionierte Nina treffend feststellt: „Liebe muss sein!“

Obwohl es viel um das „Wer mit wem“ geht, ist es keine reine Beziehungsgeschichte. Vielmehr geht es um Einsamkeit. Diese findet

ihren Ausdruck in den Leiden des jungen Kostja, der im Schatten seiner Mutter, einer wunderbar divenhaften Danne Hoffmann, keinen eigenen Weg gehen kann. Ihre Auseinandersetzungen zeugen von Hassliebe und haben teilweise einen Hauch zuviel „Körperlichkeit“. Auch in der Liebe zu Nina findet Kostja keine Erfüllung, im Gegenteil, er wird einmal mehr verstoßen, weil er nicht berührt genug ist. Jonas Hien versteht es, in jede von Kostjas Bewegungen die Suche nach Nähe und die Angst vor einer erneuten Ablehnung zu legen.

Ergänzt und vervollständigt wird er dabei von einem sehr spielfreudigen und überzeugenden Ensemble, das es schafft, den Zuschauern eine Sicht auf das Leben zu zeigen, die man nur aus dieser Perspektive, der Vogelperspektive, haben kann.

Nadja Hagen

Anton Tschechow
in der Übersetzung von Thomas Brasch
Regie: Christoph Werner
Nächste Termine: 8. und 9. April, 19.30 Uhr

B wie Bürgerlich

Die „Buddenbrooks“ im Puppentheater

Im Schaufenster der Kulturinsel sieht man ein kleines Periodensystem. Da gibt es *Ne* für Neon, *He* für Helium und *Bb* für Buddenbrooks.

Regisseur Moritz Sostmann hat den Roman von Thomas Mann nach einer Bearbeitung von John von Düffel inszeniert. Dabei dreht es sich nur um die dritte Generation der Kaufmannsfamilie, um das Ende einer Ära.

Der Zuschauer lernt Tony kennen, als sie noch ein junges naives Ding ist. Doch sie reift an zwei gescheiterten Ehen, so dass ihr Leben vorbei scheint, noch bevor sie es richtig gelebt hat. Auch Thomas, ihr Bruder, war bemüht, alles richtig zu machen und „als Enkel des Großvaters dem Faden zu folgen“. Doch der Familienbetrieb lässt sich nicht so fortsetzen, wie es die Tradition von ihm verlangt. Nach und nach verliert er erst die Familie, dann die Firma und später den Lebenswillen. Nur Christian, so scheint es zumindest, kann sich dem Einfluss der Familie entziehen und tut, wonach ihm der Sinn steht.

Obwohl die Handlung an sich sehr tragisch ist, lebt das Stück von Lebendigkeit und Humor. Da ist die Musik, zu der die Puppen sprichwörtlich tanzen oder der mit Gitarre begleitete englische Gesang von Christian, der Vater Jean (Uwe Steinbach) zu spontanen Bemerkungen verleitet, bei denen man ein Lachen gar nicht mehr unterdrücken kann. So ist auch der Monolog des kleinen Hanno, dem Sohn von Thomas, zu verkraften, der sich mit seiner Länge einiges an Intensität vergeben hat.

Zu verdanken ist dieser eindrucksvolle Abend vor allem den Puppenspielern – oder den Puppen. Denn es hat den Anschein, als ob die kleinen von Hagen Tilp liebevoll gestalteten Persönlichkeiten ganz alleine spielten und ab und zu die Menschen an die Hand nähmen, um ihnen zu zeigen: Schau, so geht das!

Und auch als Zuschauer sieht man zu und denkt: So geht das mit dem Leben und der Tradition. Auch und gerade wer das Buch

nicht gelesen hat, bekommt mit diesem Stück einen Eindruck, was Thomas Manns Werk ausmacht.

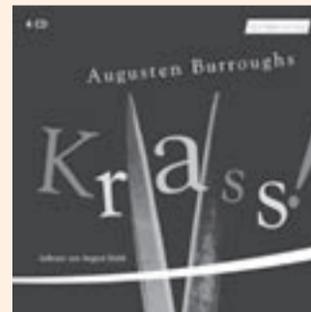
Nadja Hagen



Fotos: Puppentheater

von Thomas Mann in einer Bearbeitung von
John von Düffel
Regie: Moritz Sostmann
nächste Termine: 6., 7., 28. April, 20.30 Uhr

Augusten Burroughs: Krass!



Krass! So lautet der Titel und eine auch recht passende Beschreibung für das hier vorgestellte Hörbuch. August Diehl leiht mit Feingefühl und Sinn für die absurden Momente des Buches Augusten Burroughs seine Stimme. Augusten Burroughs ist nicht nur Hauptdarsteller, sondern auch Autor in dieser autobiographischen Betrachtung seiner Jugend. Trotz der „krassen“ Momente, durch die sich das Buch auszeichnet, wirken sowohl Burroughs als auch Diehl stets ehrlich, offen und unmitelbar.

Augusten steckt in den Anfängen der Pubertät, aber das ist eigentlich sein geringstes Problem. Viel mehr macht er sich darum Sorgen, dass seine Mutter, eine angehende Autorin, und sein Vater, ein alkoholkranker Mathematikprofessor, sich bei einem der gefürchteten Anfälle gegenseitig umbringen könnten. Schließlich entscheidet man sich, zu einem Psychiater zu gehen, doch damit beginnt erst die eigentliche Odyssee. Es folgt nach heftigeren Konflikten die Scheidung, und Augusten verliert erst den Kontakt zu seinem Vater und kurz darauf auch seine Mutter, die ihn auf der Suche nach sich selbst nicht gebrauchen kann. Seine Mutter taucht jedoch nicht in die erhoffte Inspiration ein, sondern zeitweise in absoluten Wahnsinn. Augusten hingegen findet sich als Adoptivsohn des Psychiaters seiner Mutter wieder. Auch dort kommt keine Ruhe in sein Leben. Viel zu verschoben und versifft ist dessen Haushalt. Der Doktor hat noch einige Geliebte, die Töchter des Hauses sind selber psychische Wracks, und der andere Adoptivsohn des Doktors, der mehr als doppelt so alt wie Augusten ist, macht ihm eindeutige Avancen.

Man selber findet sich, wenn man das ganze hört, wahrscheinlich irgendwo zwischen Kopfschütteln, Amüsement, lakonischen Beschreibungen oder Betroffenheit wieder – schlussendlich also irgendwo mitten im Leben.

Gekürzte Lesung, 4 CD, ca. 298 Min., 24,95 €
ISBN 3-89940-982-5, Sprecher: August Diehl

Pierre Motylewicz

Yasmina Khadra: Die Attentäterin



Was ist, wenn der Mensch, den man am besten zu kennen glaubt, den man liebt, sich unvermittelt selbst in die Luft sprengt und viele Unschuldige mit in den Tod reißt? Der arabischstämmige und in Israel lebende Arzt Amin Jaafari erfährt, dass seine Frau bei einem Anschlag ums Leben kam. Zugleich wird ihm eröffnet, dass sie selbst diesen Anschlag verübt haben soll. Nach dem Schock kann und will er nicht mehr in sein altes Leben zurückkehren. Nach erster Leugnung akzeptiert er diese Wahrheit und macht sich auf die Suche nach ihren Motiven, die er nicht nachvollziehen kann und will. Mehr und mehr jedoch findet er sich in seiner

alten Heimat und bei seiner Familie, zu der er fast jeden Kontakt abgebrochen hatte, wieder. Er beginnt zu verstehen ...

Man selber wird wohl nie verstehen, kann die Motive bestenfalls erraten, wenn man im Verlauf des Hörspiels von Szene zu Szene springt, quer durch das Leben und die Umwelt der beteiligten Menschen. Man braucht Zeit, um die Desorientierung abzuschütteln, die sich durch unvermittelt wechselnde Hintergründe und Stimmen des Hörspiels einstellen.

Der Autor des Buches ist eigentlich Mohammed Moulessehoul. Dieser ging aber von Algerien aus ins französische Exil und schreibt seitdem unter dem Pseudonym Yasmina Khadra.

In „Die Attentäterin“ versucht er die Situation im Nahen Osten zu illustrieren und gewährt zumindest einen Blick auf die Motive und Situationen, die immer wieder zu Anschlägen und neuer Gewalt führen.

Hörspiel, 1 CD, ca. 60 Min., 14,95 €
ISBN 3-89940-882-9

Pierre Motylewicz

Veranstaltungen

Partys

Mi, 4. April, 21.00 Uhr
Erste Woche – Erste Fete
 Weinbergclub

Do, 5. April, 21.00 Uhr
More than a Depeche Mode Party
 Palette

Fr, 13. April, 22.00 Uhr
Die Klub7Klub Show
 Kulturinsel, Riff

Di, 17. April, 21.00 Uhr
Club 9 – Die Campusparty
 Palette

Fr, 27. April, 22.00 Uhr
Indieparty mit dem Noisedeluxe DJ-Team
 Großes Thalia Theater

Mo, 30. April, 19.00 Uhr
Walpurgisnacht 2007
 Thaliawiese vor dem Kleinen Thalia Theater

Mo, 30. April, 21.00 Uhr
Tanz in den Mai
 Palette

Vorträge/Sonstiges

2., 3. April, 21.00 Uhr
Live: Olaf Schubert
 Objekt 5

Di, 3. April, 10.00 bis 17.00 Uhr
Berufstag der Biologie
 Firmen der Region stellen sich vor
 Großer Hörsaal der Biochemie

So, 8. April, 13.30 Uhr
Osterführung über die Kulturinsel
 Anmeldung notwendig
 Kulturinsel

Di, 17. April 2007, 18.00 Uhr c.t.
Stipendium für Studium oder Promotion
 Informationsveranstaltung
 Tulpe, Hallischer Saal

17. bis 19. April
Aktionswoche „Bio und fair für Hallunken“
 diverse Orte, siehe Meldung S4.

20., 21. April
Universitäts-Pokerturnier
 www.stura.uni-halle.de/poker
 Mensa Harz

So, 29. April, 10.00 Uhr
28. Theaterfrühstück
 mit Regisseur Enrico Lübbe (Kabale und Liebe)
 Dorint Hotel

Konzerte

Di, 24. April, 21.00 Uhr
Live: Siiri Sisask und Jälj
 Objekt 5

Sa, 28. April, 20.00 Uhr
Night of the Dance
 Uni-Bigband Halle
 Steintor Varieté

Do, 10. Mai
Vocal Total
 Gemeinsames Konzert der Uni-Chöre Halle, Leipzig und Jena im Rahmen des Festivals „Mitteldeutsche Universitätsmusik“
 Aula der Universität, Universitätsplatz (Löwengebäude)

Theater

4., 5., 9., 14. April, 19.30 Uhr
MAR i CEL – der Himmel und das Meer
 Musical von Albert Guinovart
 Oper

Mi, 4. April, 20.00 Uhr
Leben bis Männer
 von Thomas Brussig
 Neues Theater

6. bis 8., 25., 28. April, 20.00 Uhr
Sechs Tanzstunden in sechs Wochen
 Großes Thalia Theater, Puschkinhaus

6., 7., 28. April, 20.30 Uhr
Buddenbrooks
 Kulturinsel, Puppentheater

Sa, 7. April, 19.30 Uhr
Vier Temperamente / Le Sacre du Printemps
 Ballett von Ralf Rossa
 Oper

8., 9. April, 19.30 Uhr
Die Möwe
 Neues Theater

11. bis 14. April, 20.00 Uhr
Mendy – Das Wusical
 Großes Thalia Theater

Fr, 13. April, 20.00 Uhr.
3. „Sterne der Heimat!“-Soloabend
 Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe
 Kulturinsel, Werft

Di, 17. April, 20.00 Uhr
Theater-Irland – Improshow
 Kulturinsel, Werft

Fr, 20. April, 20.30 Uhr
Improvisationstheater Kaltstart
 Die Improshow
 Theatrale

21., 22. April, 20.00 Uhr
Vorher/Nachher
 Puschkinhaus, Thalia Theater

25., 27., 28. April, 20.30 Uhr
Phaidon
 Nach Platon
 Theatrale

Do, 26. April, 19.00 Uhr
Studententheater: Ich Fünfe
 Ein Lyrikabend der AG Sprechen
 Theatrale

Fr, 27. April, 20.30 Uhr
„Revolten Springen“ spielt das Musical „Klein statt Leben“
 Radio Corax und VL Ludwigstraße
 Zirkusvariété Halle

Mo, 30. April, 19.00 Uhr
Gesucht wird: Zivilcourage
 Günter Wallraff liest aus „Ich und der Andere“
 Theatrale

Ausstellung

bis 8. April
Kabinettausstellung „Reisen, Entdecken, Erinnern“
 Franckesche Stiftungen zu Hallehaus

bis 9. April
Floristikausstellung „Frühlingsgefühle“
 Neue Residenz

25. April bis 20. Mai 2007
Place(s): Positionen zeitgenössischer Angewandter Kunst in Europa
 Galerie im Volkspark

16. April bis 11. Mai
Stadtgeschichte in Modellen und Fotos
 TSE (Träger sozialer Einrichtungen) und Werner Schönfeld, Fotograf
 Kulturinsel, Galerie

17. April bis 28. Oktober 2007
„Halleluja“ – Der Bibliomane
Heinrich Milde und seine Bibliothek
 Kabinettausstellung
 Franckesche Stiftungen, Historische Bibliothek

bis 13. Mai
Sound Zero
 Kunstforum Bernburger Straße

bis 20. Mai
Carl Hermann Conrad Burmeister
 (Gründer der Sammlung der zoologischen Fakultät in Halle)
 Löwengebäude

Adressen

Dorint Hotel
 Dorotheenstr. 12

Franckesche Stiftungen
 Franckeplatz 1
 www.francke-halle.de

Galerie im Volkspark
 Burgstraße 27
 www.burg-halle.de/galerie.html

Großer Hörsaal der Biochemie
 Weinbergcampus
 Kurt-Mothes-Straße 3
 http://fachschaft.biochemtech.uni-halle.de

Großes Thalia Theater
 Kardinal-Albrecht-Straße 6
 www.thaliatheaterhalle.de

Kleines Thalia Theater
 Thaliapassage 1
 www.thaliatheaterhalle.de

Kulturinsel
 Große Ulrichstraße 50–51
 www.kulturinsel-halle.de

Kunstforum Bernburger Straße
 Bernburger Straße 8
 www.kunstforum-halle.de

Löwengebäude
 Universitätsplatz 11

Mensa Harz
 Harz 42

Neue Residenz
 Domstraße 5

Objekt 5
 Seebener Straße 5
 www.objekt5.de

Oper
 Universitätsring 24
 www.oper-halle.de

Palette
 Große Nikolaistr. 9–11
 www.tanzbar-palette.de

Steintor-Variété
 Am Steintor 10
 www.steintor-variete.de

Theatrale
 Waisenhausring 2
 www.theatrale.de

Tulpe
 Universitätsring 5

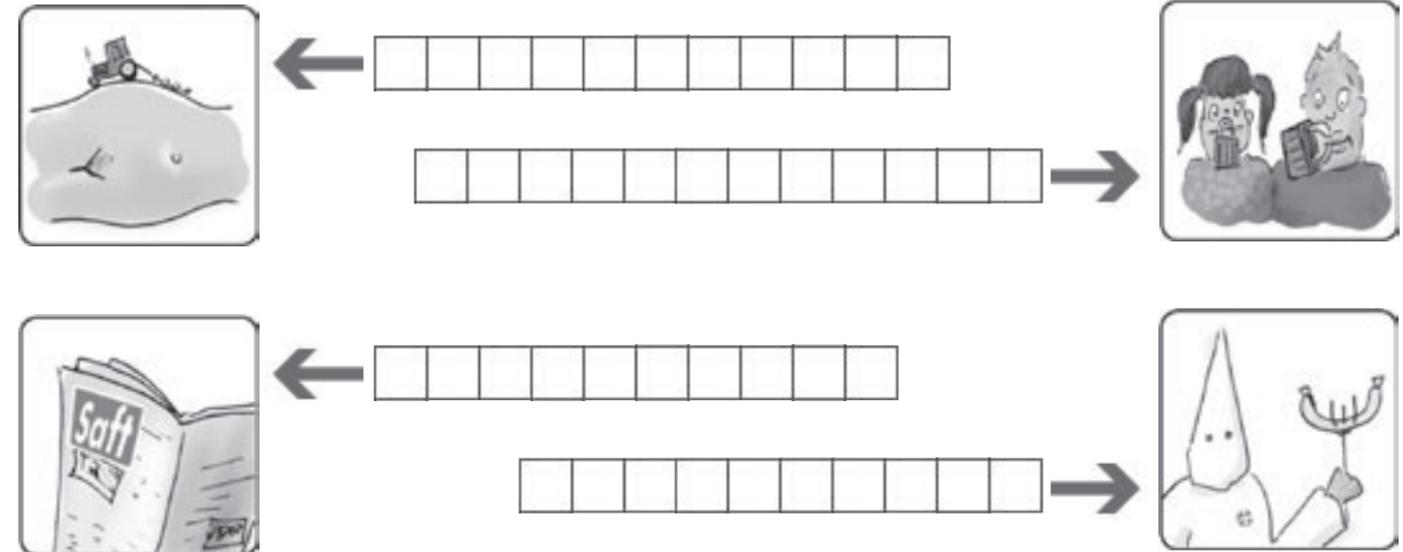
Weinbergclub
 Wolfgang-Langenbeck-Straße 3
 www.weinbergclub.de

Zirkusvariété Halle
 Große Steinstraße 30
 www.zirkusvariete.de

Rätseln lohnt sich...

Wer in der Lage ist, sein Gehirn auch um Ecken zu manövrieren, kann hier hochwertiges Zubehör für gemütliche Stunden daheim gewinnen. Die abgebildeten Dinge ergeben jeweils ein zusammengesetztes Substantiv.

Unter allen richtigen Einsendungen, mit mindestens zwei der vier Lösungswörter verlosen wir das Höspiel „Die Attentäterin“ von Yasmina Khadra. Einsendeschluss ist am 20. April 2007. Bitte schreibt an hastuzeit@yahoo.de oder per Post an *hastuzeit c/o* StuRa der MLU, Uniplatz 7, 06108 Halle. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Wir wünschen euch beim Rätseln viel Spaß und Erfolg.



Rätsel: Jörg Filiapak



Satz

Layout

Trommelscans (Vorlagengröße max. A2)

Bildbearbeitung

Fremdbelichtung bis A1 extra

Digitale Andrucke nach Ugra/FOGRA-Standard

Offsetdruck bis 70 x 100 cm

Buchbinderische Verarbeitung

Digitaldruck

Großformatiger Displaydruck

Laminieren/Kaschieren

Messebau

druck
 fabrik

HALLE GmbH

GEGRÜNDET

1701

ALS BUCHDRUCKEREI
 DES WAISENHAUSES
 IN DEN
 FRANCKESCHEN STIFTUNGEN

druckfabrik halle GmbH

Franckeplatz 1, Haus 52 | 06110 Halle (Saale) | Telefon (03 45) 2 92 49 30

Fax (03 45) 2 92 49 59 | E-Mail info@druckfabrik.org | Internet www.druckfabrik.org

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



Wo ist Heimat?

Einige Anregungen

Wo ist ihr Licht?

Polizei vs. Fahrrad-Rowdies

Wo ist Platz?

Doppelter Abiturjahrgang 2007